Asc.
1340
m

Num 161
5.

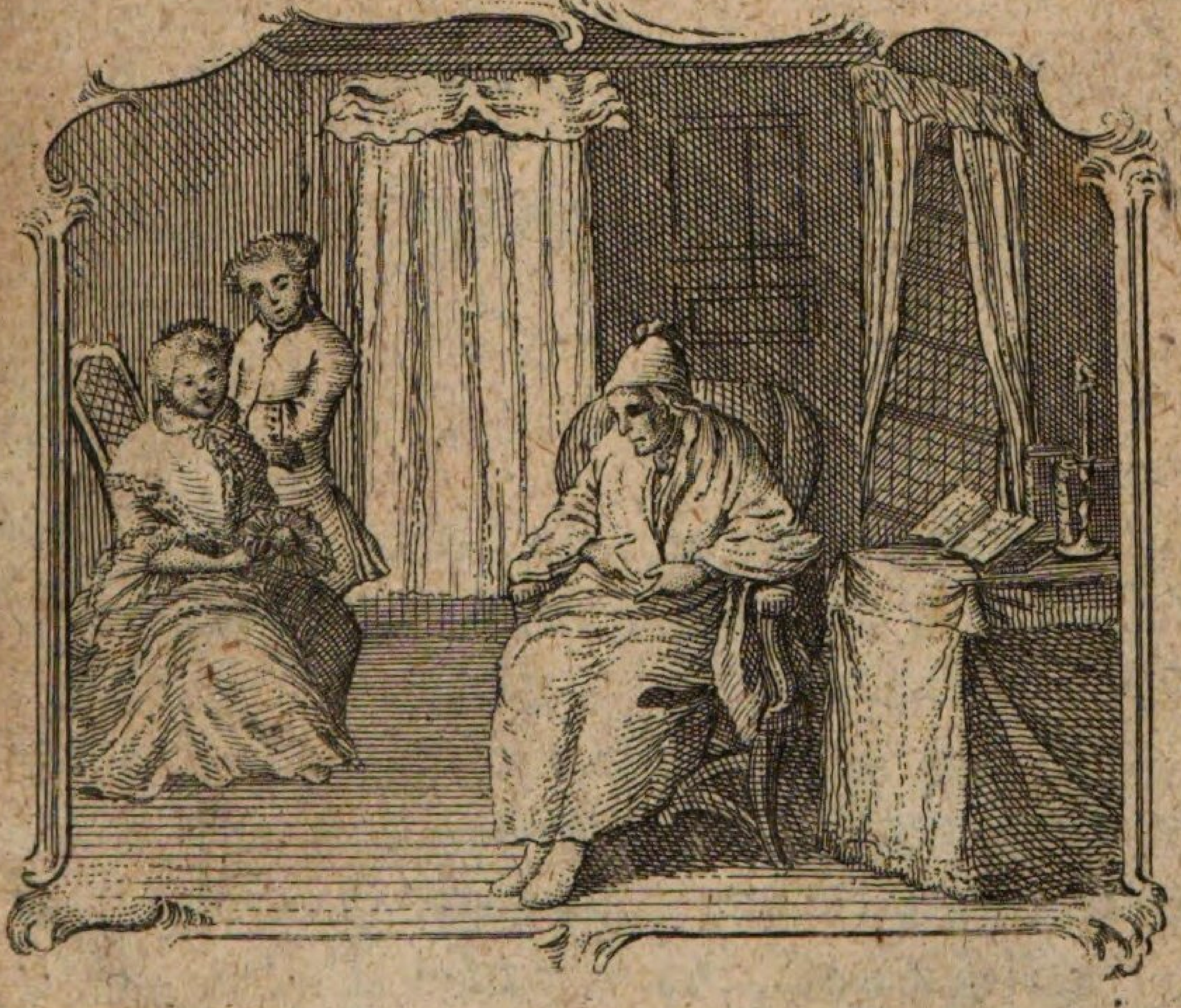
Ayr. 1340m

Aussichten in diese Welt

für nachdenkende Leser,

von

M. A. Danneil.



Hamburg, 1772.

Aussichten in diese Welt in vermischten Betrachtungen.

So viele Orte, so viele Aussichten in diese Welt, und auch so viele Bemerkungen. Denen Städten traut man sonst nicht so viel Religion zu, als den Dörfern, weil man in den erstern mehrere Gelegenheit zu sündigen hat, und weniger besorgen darf, entdeckt und auf die Finger geklopft zu werden. Da aber in derjenigen Stadt, wo ich mich aufhalte, alle Sonn- und Feyer age

Bayerische Staatsbibliothek München

die Kirchen von Zuhörern ganz voll sind, so könte man bald denken, diese Stadt wäre eine Ausnahme von andern Städten, in d nen man sich um den öffentlichen Gottesdienst nicht so eifrig bekümmert. Was meine Verwunderung in dieser Stadt vermehrte, das waren die sehr vielen jungen Leute, aus welchen solche fromme Versammlungen mit bestunden und die auch äusserlich sich sehr aufmerksam stellten.

Nachdem ich aber genauere Beobachtungen anstellte, so bemerkte ich, daß es nicht Gesang und Predigt, dem sie so begierig nacheilen, sondern eine brennende Lust, andere zu sehen, und selbst geputzt gesehen zu werden. Den Ohren machte man nichts zu schaffen, hingegen desto mehr den Augen, mit welchen man an denen Kleidern der andern ganz sorgfältig und oft mit neidischen Blicken herumwanderte; man stieß die Köpfe zusammen, und bestellt sich zu einem Besuch oder zum Spaziergang, oder zieht seinen Nächsten durch: kurz, ich habe mit Befremdung bemerkt, daß man bey der Besuchung der Kirche der ersten und wahren Absicht verfehle, und die Kirche zu Eitelkeiten mißbrauche. Schöne Kinder werden nicht leicht diese Gelegenheit versäumen, die Leidenschaften des ernsthaftern Geschlechts rege zu machen, und ihrem Putz und Ansehen durch dasselbe einen angenehmen Zoll entrichten zu lassen. Warum war denn Pamela gestern nicht

nicht in der Kirche? Sie thut, als ob sie Kopfschmerzen gehabt hätte, ihre gute Freundin aber sagte mir, daß es ihr zu ihrer Kleidung an weissen Schuhen gefehlt habe, mit denen ihr Schuhmacher auf den gestrigen Tag nicht eingehalten, der vielleicht meynte, es werde sie dieses Paar Schuh von der Kirche nicht abhalten, weil sie noch mit ein Dutzend Paar andern Schuhen versehen ist.

Pulcherien sagte ihr verrätherischer Spiegel, daß ihre braunen Haare nicht pünktlich genug gekräuselt seyn: alle Ursache von der Welt bey Pulcherien, von der Kirche wegzubleiben. Floriette denkt, daß sie zur Halbtrauer ein ander Kopfzeug haben sollte, und Klarissa weiß nicht, ob sie bey der rauhen Frühlingswitterung den Pelz oder den gemahlten Fächer wählen solle? In diesem Zweifel bleiben sie lieber zu Hause. Die Kirche ist ein alt Haus und werden ohne sie schon Leute da seyn. Entschuldigung muß seyn.

Mit dem Spazierengehen ist es fast eben so beschaffen: der eigentliche Zweck davon ist die Bewegung des Leibes, welche erfodert wird, den Menschen gesund zu erhalten, und jeder Spaziergänger wird diesen Vorwand angeben, wenn man ihn um die Ursache seines Spaziergangs befragt. Hingen die meisten, wenigstens junge Leute, haben eine andere Ursache,

und zwar gemeiniglich diejenige, die die mehresten beym Kirchengehen haben, nehmlich um selbst zu sehen, und sich sehen zu lassen.

Wann der Eigensinn etlicher weniger Personen, die bey einer Stadt in Ansehen sind, einen gewissen Spaziergang einmal erwählt hat, so ziehen sie gemeiniglich eine grosse Menge anderer Leute nach sich, die sich in zahlreicher Gesellschaft allen Unbequemlichkeiten des schlecht-gewählten Weges aussetzen, und sich im Angesichte der Unschlüßigen, lieber von der Sonne verbrennen lassen, als daß sie unbemerkt und im Schatten giengen. Ich werde es gleich beweisen. Wer ist der artige Mensch, der mit langsamen Schritten so nachdenkend und alleine seitwärts geht, und an den grossen Versammlungen der Spaziergehenden keinen Antheil nehmen will? Ist es Eitellust? Ja der ist es in der That. Es ist doch was besonders, daß ein so belebter Mensch, wie dieser ist, heute die Welt flieht. Plagt ihn die schwarze Galle, oder ist er zu vernünftig, auf unbeschatteten Wegen zu wandeln? — — — Ich will ihm doch von ferne folgen und seine Verrichtungen bemerken. Er zieht itzt ein Buch heraus und blättert es durch, ohne darinnen zu lesen, er steckt das Buch wieder in den Schubsack: nun geht er einen schmalen Weg, der zu einem Fuhrwege führt; er läuft immer weiter und kommt zu einem Platz, aus welchem er die grosse Heer-

strasse

strasse übersehen kann, ohne daß man ihn gewahr wird; er zieht ein Perspectiv heraus und beobachtet die Vorbeygehenden; nun steckt er das Fernglas ein, nimmt sein Buch zur Hand, legt sich an einen Rasen, und lieset mit der größten Aufmerksamkeit: kaum hat er ein Blat gelesen, so nähert sich schon eine Gesellschaft, die ihn kennt, und ihn erschreckt; Eitellust fährt auf, sieht denen Anwesenden verwirrt ins Gesichte, und endlich erkennt er sie; er steckt daher sein Buch ganz nachläßig ein, starrt sie noch einmal an, bittet wegen seiner Verwirrung unzählige mal um Verzeihung, und ersucht sie um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen. Nun verwundere ich mich nicht mehr über die besondere Aufführung und Gang des Eitellusts. Der schönen Mariane zu Liebe hat der schlaue Jüngling diesen Schäferstreich gespielt.

Man kann es oft nicht begreifen, wie besonders zuweilen der Geschmack der Frauenzimmer, wie vielfältig sie denselben verändern, und wie seltsam und widersprechend bey vielen ihre Aufführung ist, es sey dann, daß man ihre angebohrne Neigungen, die Art ihrer Erziehung und die Sitten ihrer Landsleute aus dem Grunde kenne.

Würde jener ehrliche Landjunker, die Frauenzimmer besser gekannt haben, so hätte er sich nicht zu nahe zu selbigen gemacht, oder mir

seine Noth nicht geklaget. Denken Sie, sagte er neulig zu mir, fünf Frauenzimmer, mit denen ich seit vielen Jahren bekannt bin, und welche bey den mehresten Gesellschaften eine Achtung vor mich bezeigten, vergassen eines Tages meiner ganz und gar. Sollten Sie dieses sich wohl einbilden können? Ich will Ihnen die Begebenheit erzählen. „Meine fünf Fräulein bekamen Lust, die geschmackvolle Schauspiele und andere Lustbarkeiten anzusehen, welche ein benachbarter Fürst an seinem Geburtsfest gab; sie baten mich demnach, sie zu begleiten. Ich setzte mich mit ihnen in einen Staatswagen, und wir machten uns unterwegs nach Gewohnheit lustig, bis wir endlich bey dem Fürstlichen Hoflager anlangten. Wir stiegen bey dem vornehmsten Traiteur ab, und liessen uns ein Zimmer einräumen. Kaum hatten wir uns von der Reise erholt, als schon eine Menge bekannter und unbekannter Personen, mit schimmernden Kleidern um die Schönheiten herumflatterten, und ihnen so einfältige Sachen vorschwatzten, daß ich, meiner gesunden Vernunft zu gefallen, auf die Seite gieng; ich weiß zwar wohl, daß meine Fräulein die Armseligkeit von dem Witze dieser galanten Herrn einsahen; aber sie hatten vornehme Aemter und prächtige Kleider, und diese waren mächtig genug, ihre lahmen Einfälle erträglich zu machen. Sie hielten es sich vor eine grosse Ehre, von so vornehmen Herren in das Schauspielhaus begleitet zu werden;

den; nach mir sahe man sich nicht um, und ich meyne, daß ihre Kammerjungfern, wenn sie uns begleitet hätten, zu stolz gewesen wären, sich an meinen landjunkerlichen Arm anzuhalten. Endlich gelangten wir in den prächtigen Opernsaal. Von dem Parterre und von den Logen her bekamen meine Frauenzimmer häufige Komplimente, und einer um den andern bezeigte seine Hochachtung gegen sie in unserer Loge; und nun merkte ich erst, daß sie bekannter am Hofe waren, als ich mir vorstellen konte. Weder meine Damen noch ihre Verehrer wollten mich bemerken, und ich machte eine so erbärmliche Rolle, als ob ich eine stumme Person vorstellte. Nach geendigter Oper kamen wir, in Gesellschaft der vergoldeten Höflinge, wiederum glücklich in unserm Hotel de Suisse an, die sich aber bald wieder beurlaubten, und, unter Anwünschung einer glücklichen Rückreise, uns verliessen.

Nun war ich auf einmal wieder der Hahn im Korbe: alle liefen auf mich zu und zankten mit mir, daß ich so unaufgeräumt sey, und suchten mir weiß zu machen, daß es recht unartig an mir gewesen, daß ich sie bey Besuchung des Schauspiels verlassen habe, und recht hochmüthig, mit ihrer Verachtung, ganz allein gegangen sey. Habe ich nicht Ursache, fuhr der Landjunker fort, über diese Beleidigung verdrüßlich zu seyn? Soll ich zum Werkzeug die-

nen, eitele Frauenzimmer, auf Kosten meiner Gesundheit und Ehre, in ihren vermeintlichen Glanz und Hoheit zu setzen? Was rathen Sie mir, mein Freund, wie soll ich mich ins künftige gegen sie verhalten? Ich wußte ihm nichts zu sagen, als: mein Herr! so machen es die mehresten schönen Frauenzimmer, nur treibt manche die Eitelkeit weiter, als die andere. Aller äusserliche Glanz nimmt die schönen Kinder ein, alles macht was aus ihnen, sie sind zu flüchtig und haben zu wenig Erfahrung, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Ist Ihnen an der Gewogenheit dieses verführerischen Geschlechts gelegen, so richten Sie Sich nach ihrer Schwäche, und machen Sie den galanten Menschen. Sind Sie aber zu ernsthaft dazu, so verlassen Sie sie in solchen Fällen, sonst werden Sie bey aller Ihrer Vernunft lächerlich.

Der Mensch ist zur Gesellschaft gebohren. Wer die menschliche Gesellschaft flieht, ist entweder sich selbst oder der ganzen Welt feind. Doch muß man bey Erwählung dererjenigen, mit denen man umgeht, alle Behutsamkeit anwenden; dann gleichwie eine gute Gesellschaft dem Menschen zum Verwahrungsmittel wider die Gemüthskrankheiten und zur vernünftigen Aufmunterung dient, so ist im Gegentheil eine schlimme Gesellschaft der Seele eine Pest, die sich mit dem gänzlichen Verderben des Menschen endigen könnte. Die eigentliche Bestimmung guter

guter Gesellschaften ist sehr schwer, weil die Denkungsarten der Menschen, ihre Begierden, ihre Meinung von dem Wohlstande, überhaupt aber ihre Grundsätze so verschieden sind, und sich gemeiniglich überall gerne Vorurtheile einschleichen, die öfters die besten Absichten mit einem heimlichen Gift bespritzen, und, umgekehrt, denen Schlimmen das Wort reden.

Wenn der Vornehmste in einer Gesellschaft ungesittete und zotenmäßige Handlungen begeht, so ist er entweder von schlechter Erziehung, oder er hat das niederträchtigste Gemüth, oder er ist unter dem Hute nicht richtig, oder er hat diese Eigenschaften beysammen. Pandolph vergißt in allen Gesellschaften, daß er eine artige Frau zu Hause hat; er scherzt mit den Weibern, küßt die Mägdchen, ist witzig wie ein Kutscher, kindisch und muthwillig wie ein Schüler, flucht wie ein Reuter, glaubt keine Offenbarung, und zweifelt an der Hölle; doch halten ihn viele vor einen Mann von starkem Witz, und vor den angenehmsten Gesellschafter. Welch eine Blindheit!

Pinsel ist ein Feind vom Lesen, und weil die witzigen Bücher nicht nach seinem Geschmack sind, sondern viel lieber die Zeitungen lieset, so ärgert er sich, wenn er von einem Frauenzimmer hört, welches Lust am Bücherlesen findet: indessen aber fügt es sich, daß Philippine

ihm

ihm gefällt, und er alle Gelegenheit aufsucht, mit ihr bekannt zu werden. Bey denen wenigen Unterredungen, die er mit diesem Frauenzimmer hält bemerket er, daß sie witziger ist, als er, und daß sie grosse Begierde bezeigt ihre Erkenntniß durch fleißiges Lesen zu erweitern. Wie wird sich der verliebte Pinsel bey diesen Umständen verhalten? Er fängt an, sich zu stellen, als ob er auch ein grosser Liebhaber von Büchern wäre, er bereitet sich auf die Stunden die er mit seiner Amarillis zuzubringen denkt, wie ein Schulknabe, und macht ihr Geschenke von den besten Schriftstellern, um ihrem Verstandein angenehmes Opfer zu bringen. Aber wie gieng es weiter? Pinsel trug die Geliebte davon. Unterhalten sie sich itzt mit witzigen Unterredungen? Lesen sie auch noch fleißig in ihrem Ehestand? Nichts weniger. Der Mann hat keine Freude daran, und ist leer an Begriffen, weil er aber der Mann ist, so verlangt er, daß seine Frau eben so unwissend seyn soll. So gehts noch täglich. Viele lesen keine gründlich geschriebenen Bücher, folglich bleiben sie in der Unwissenheit, und ihr sonst gesunder Verstand kann sich zuweilen von den vortrefflichsten Sachen keine Begriffe machen, weil selbiger unbelesen ist. Doch soll jeder Leser nicht alles durch einander lesen, soneine feine Ordnung im Bücherlesen halten; und alles was nützlich und gründlich geschrieben ist, fein langsam und mit Bedacht lesen.

Nie=

Niemand sagt mehr Unwahres als ein Kalenderschreiber. Auf einen jeden Tag bestimmt er das Wetter, und bey sich ist er überzeugt, daß seine Witterungsbestimmungen ungewiß sind, und sich auf die Beweißlose Astrologie gründet. Indessen findet er doch seine Anhänger. Wie viele Menschen richten ihre Reisen nach der Kalendermacher Wetterpractik ein? Es ist andem, gewisse Zeiten im Jahr sind fast einmal wie das anderemal regnerisch; daß um die Zeit, da Fabian Sebastian im Kalender steht, der Saft in die Bäume zu treten beginnt, ist kein Zweifel; und also haben unterschiedliche Jahrszeiten unterschiedliche Wirkungen. Wenn aber ein Kalenderschreiber auf jeden Tag das Wetter bestimmen will, so nimmt er sich etwas heraus, daß er entweder gar nicht, oder durch eine seichte Erklärung von dem Einfluß der Planeten auf unsere Erde beweißt. Mit seiner Aderlaßtafel ist er ein unerträglicher Pedant: da hat er seine gewisse Tage an welchen er zum Aderlassen anrathet, an andern Tagen läßt er krank werden, wie lächerlich läßt dieses. Ist es nicht abgeschmackt, eine gute Wirkung aus dem kalten Mond von der Ferne herleiten, und auf das trockne oder feuchte Wetter, das einen unleugbaren Einfluß auf unsern Körper hat, nicht achten? Ist es nicht übertrieben, den Kalender um Rath zu fragen, wann man purgieren, säen, Kinder entwöhnen, Haar abschneiden, und so weiter, thun soll.

Wenn

Wenn er uns von dem trockenen oder nassen Wetter nicht zuverläßige, oder richtige Nachricht geben kann, worauf sich doch der gegebene Rath gründen muß? Und doch weiß ich viele Menschen, die in der That vernünftig sind, von diesem Vorurtheil aber sich nicht ganz loswinden können; die, wenn sie schon die Aussprüche des Kalenders nicht als untrügliche Wahrheiten lesen, doch nicht so keck sind, ganz wider seine Befehle zu handeln. Es ist eben nicht so lange, so trug man ein Blatt von einem alten Feldmesser zum Verkauf herum, worauf das Wetter auf alle Tage bestimmt war: etliche Leute haben angemerkt, daß zur Verwunderung gerade das Gegentheil von der Wetterprophezeiung erfolgt ist. Es bleibt bey dem alten Ausspruche: Der Schöpfer macht das Wetter und der Kalendermacher den Kalender.

Fast eben auf diese Weise hintergehen die Marktärzte, wenn sie auf gedruckten Zetteln die Kraft und Wirkung ihrer Arzeneyen marktschreyerisch anpreisen, wenn sie die unerhörtesten Beyspiele von Personen, die durch ihre Essenzen, Elixire und Pulver gesund gemacht worden, ganz dreiste und unverschämt herlügen, wenn sie sich nicht scheuen zu behaupten, daß keine Krankheit gefunden werde, welche nicht durch diese königliche Wunderarzeney glücklich gehoben werden könne.

Eine

Eine der leichtesten Arten, den Menschen das Geld aus dem Beutel zu locken, ist die einnehmende Vorstellung eines grossen Gewinns und Vortheils. Mancher Lotterieplan hat schon den vernünftigsten Mann belauscht. Die Hofnung, glücklich zu seyn, ist bey den sterblichen Menschen von einer solchen Stärke, daß ein Haufe von Funfzigtausend Köpfen auf das größte Loos in Gedanken Rechnung machen, welches doch nur einer bekommen kan? Wer von seinem Ueberfluß einen Theil seines Geldes daran wagt, um sein Glück in Lotterien zu versuchen, der ist noch immer eher zu entschuldigen, als ein Leichtsinniger, der, in Hofnung eines sehr ungewissen Glücks, so vieles von seinem Vermögen der blinden Gefahr aussetzt, daß er bey einem Fehlstreich aus seiner ganzen Verfassung kömmt, und oft gar zum Bettler wird.

Die Lotterien haben grossen Theils den rühmlichen Vorsatz, Waisenhäuser, Hospitäle und andere löbliche Anstalten in Aufnahme zu bringen; gleichwie aber mit der Zeit alles zu einem Misbrauch ausartet, so giebt es auch Beyspiele bey Lotterien; zumal bey einer solchen zahlreichen Menge Lotterien, wie itzt sind. Wenn man in fremden Landen ausgekünstelte Plane entwirft, die vortreflich in die Augen fallen, und im Ganzen betrachtet, idealische Hirnrechnungen sind, wie man auch Hirnprojecte genug in der Welt findet. Wenn man die löbli-

löblichen Absichten bey Errichtung einer Lotterie sehr hoch lobet, und sich mit einem fast unerlaubten Profit auf Kosten der Leichtglaubigkeit bereichert, wenn man endlich gar das Geld behält, ohne die Lotterie ziehen zu lassen, oder wenigstens durch Kunstgriffe das Glück dergestalt in seine Gewalt bringt, daß die grösten Gewinnloose auf die Nummern eintreffen, die der Lotterie zum Besten übrig geblieben sind, oder die Listen umdrucken läßt: so ist es keinem Menschen zu verdenken, wenn er die Sache reiflich überlegt, ehe er sich dem bedenklichen Meer des zweifelhaften Glücks überläßt.

Die Errichtung öffentlicher Banken, Tontinen u. s. w. haben ihren grossen Nutzen, wenn die Verfassung des Staats Sicherheit giebt. Der Grund dazu ist das Vertrauen. Wo dieses nicht ist, kann keine Banko bestehen. Eben dieses mag auch die Ursache seyn, warum man bey den Monarchen niemals ein rechtes Herz zu einer Banko fassen will: man befürchtet immerzu, dieser oder sein Nachfolger werde sich des öffentlichen Schatzes unter diesem oder jenem Vorwande zu bedienen wissen, besonders seitdem mit dem Satz, daß die allgemeine Wohlfarth das erste Gesetz seyn solle, bey manchen Grossen der Welt gespielt wird. Nichts destoweniger liessen sich die schlauen Herren Franzmänner aus Gewinnsucht ins Garn locken, als im Jahr 1716. der Grund zu einer allgemeinen Banko gelegt wurde, wobey sich

sich diejenigen, welche ihr Vermögen darein gebracht, und nichts als Bankozettel davor in Händen hatten, beredten, der innere Preiß und Werth derselben sey in der Banko anzutreffen. Der damalige Regent und die Grösse des Königreichs fanden an dem aufgestellten System des berüchtigten Schottländers Geschmack, sie opferten ihr Vermögen auf, um ungeheure Summen zu gewinnen; durch das Ansehen geblendet wurden andere hingerissen, ein gleiches zu thun, ohne zu untersuchen, auf was vor Pfeilern dieses neue Glücksgebäude ruhe: und am Ende hatte, einer wie der andere, Papier, und kein Geld. Man wird vor keinem Franzosen, der in der Historie bewandert ist, die Worte: Misisippi, Actien, Law, oder Banque nennen dürfen, ohne daß er mit größter Aergerniß das Gedächtniß von der Unbesonnenheit seiner Eltern und Großeltern in Gedanken seufzend begeht, und aus Rache wünscht, alle Nationen, die sich über den Actienhandel lustig machen, auf eben diese, oder auf eine andere Art, ums Geld zu bringen.

In den ältern Zeiten mußte einer gewiß was gelernt haben, wenn man ihn einen Gelehrten hiesse; er durfte kein elender Reimschmid seyn, wenn man ihn einen Dichter nennte: kurz, man ließ einem Billigkeit wiederfahren. Zuweilen ist es itzt umgekehrt. Je weniger mancher kan, desto begieriger ist er nach Ruhm.

der Welt zu zeigen, daß er gelehrt sey, hat er zuweilen weiter nichts nöthig, als seinen Beförderern eine gewisse Zahl Thaler, je nachdem er vor etwas angesehen seyn will, richtig einzuhändigen, ein schweres Papierchen thut bey manchem etwas, und alsdenn wird er schon gelehrt werden. Pythagoras, der damalige Weltweise, konnte es nicht einmal ertragen, daß die Leute ihn einen weisen Mann nennten. Vanin hingegen verlangt, daß man ihn vor den tiefsinnigsten Lehrer, vor den sinnreichsten Philosophen, ja gar vor den Fürsten unter allen Philosophen halte. Der erste war ein grosser Mann, der andere aber ein armer Sophiste. Um jedermann von der Geschicklichkeit derer Licentiaten, Notarien, Poeten, zureichend zu überzeugen, hat man ein Mittel erfunden; nemlich die Diplome, welche eine Schutzschrift bey vielen vor die Unwissenheit sind. Allein, der Beifall der gelehrten Welt, oder auch nur weniger Kenner, ist ein untrüglichers Diplom, als diejenige sind, die man manchmal um die Gebühr ausfertigt.

Die öffentliche Zeitungen und die liebe Wahrheit stehen nicht immer fein mit einander, woran der Zeitungsschreiber theils Schuld hat, theils aber unschuldig ist. Theilt er die Neuigkeiten mit, wie sie ihm seine Correspondenten zuschreiben, so ist er unschuldig, läßt er aber Wahrheiten hinweg, wenn sie wider den Vortheil seiner Schutzobrigkeit sind, so leistet er nicht,

nicht, was er gemeiniglich, in Absicht auf die Unpartheilichkeit verspricht. Bleibt in seiner Zeitung zu viel Platz leer, und er füllt solche mit alten Mordgeschichten an, so ist er ein Schalk: setzt er hingegen gar Dinge hinein, die ganz unwahr sind, so ist er ein Falscher. Manche Zeitungsschreiber holen nur nach, was bereits schon in andern Zeitungen vorgekommen ist, und fügen kritische Anmerkungen bey: diese sind größtentheils partheiisch, und, seitdem grosse Herrn witzige Einfälle mit etlichen Stockschlägen vergelten, sehr seicht.

1ste Betrachtung.

Der helle Mond übersilberte die dunkle Welt mit einem Lichte, wodurch ein neuer Schauplatz dem menschlichen Gesichte vorgestellt ward, wie wundernswürdig schön war, bey einer solchen heitern Nacht, der Weltkreis anzusehn. Es zeigt zwar überall, in einer hellen Nacht, der Mondschein Anmuth, Pracht und Glanz, allein so ausserordentlich verschönerte sich die Nacht noch niemals, wenigstens für mich, als diesesmal. Ich saß in meinem Garten auf einer Rasenbank, und des Mondes heller Strahl traf das Gartenhaus, das Haus stund in einer weissen Pracht und die Dunkelheit der Bäume erhob des Lichtes Herrlichkeit. Die

vom Monde angestrahlten Fensterscheiben funkelten, recht wie ein heller Tag, durch die Bäume; das Gebäude war hierdurch ganz erleuchtet, der Glanz dieses Lichts machte, daß mein fast darüber erstaunetes Gesicht erstarret stille stund, und ich fand, daß ich dabey recht innerlich gerührt ward.

Als ich dieses betrachtet, so gieng ich aus dem Baumgange, trat im Dunkeln, in den Saal des Gartenhauses, und fand denselben vom sanften Licht der Mondscheibe angefüllet. Hier sah ich etliche formirte schöne Schatten von Blättern, die, von angestrahlten Zweigen sich überall gebildet, und sich hier an der Wand, dort auf dem Boden, zeigten. Welches angenehmes Schattenspiel sah hier mein Auge, wie sehr achtete ich drauf, denn es gefiel mir inniglich. Doch meine Lust ward noch vermehret, als ich mich seitwärts nach den durchstrahlten Fenstern kehrte, ich fand alle Scheiben bunt, von Licht und Schatten, das angestrahlte Glas war nicht, wie sonst, so glatt, es schien minder klar, und etwas matt, doch schien es weisser noch, als sonst: wodurch die Schatten der Blätter, die darauf gebildet, sich viel deutlicher und zierlicher zeigten. So wie sich die wahren Blätter, vom linden Westwind beugten, so beugten uud regten sich die Schattenblätter, fast als wenn sie lebten. Durch dieses Glanzes Fülle nicht weniger gerühret,

stund

stund ich stille und die lichte Pracht dieser wunderschönen Nacht brachte bey mir folgende Betrachtung hervor:

Mein Schöpfer! ist die Welt, bey Tage, wunderschön;
So läßt Du uns, in einer neuen Pracht,
Wie sie, so gar bey dunkler Nacht,
Nicht minder wunderschön, zu Deinen Ehren, sehn.

2te Betrachtung.

Tulipanen welkten, das Roth der funkelnden Ranunkeln entfärbte sich, bunte Anemonen wurden aller Pracht beraubt, und todt. Mein vor kurzen so bunter und wohlriechender Garten, der recht bewundernswürdig schön, war fast öde und traurig anzusehn, ganz von seinem Schmuck entblößt. Mich rührte die Veränderung. Ich dachte: Ach! ist doch alles nichtig! Wir selbst seyn flüchtig, wie die Blumen. Dieß ist das Sinnbild aller Dinge.

Allein, nach wenigen Tagen, kam ich in eben diesen meinen Garten, und erstaunte, wie ich denselben, von neuem, mit Blumen ungezählter Arten, fast mehr bedeckt, als geschmückt erblickte. Für unverhoffter Lust und Anmuth erstaunte ich deswegen.

Vor andern Blumen funkelnten, in einer nicht zu zählenden Menge, in anmuthreicher Röthe und Purpurpracht viele aufgeblühte Rosensträuche. Ihr lieblich röthliches Licht drang mir durch das Gesicht in die Seele, als wie ein helles Freudenfeuer. Ich ward, durch den Bau der aufgeblühten Rosenbüsche und durch ihren Balsam den sie verstreueten, gerührt, erquickt und ergetzt, ich dachte dabey:

Du im Purpurroth glühende Rose, liebreizende Blume!
Du prangest, schimmerst, glänzest, glühst,
Du riechest, scheinest, funkelst, blühst,
Dem alles erschaffenden Schöpfer zum Ruhme.

Ich konte dieß Wunder nicht fassen, auf welche Weise sich in dir, prachtvolle Rose, so manche Kraft, so viel Zierde, so viele Lieblichkeiten, häufen. Wer kann doch begreifen, wie, in der schwarz und kalten Erde, ein röthlich und fast flammend Licht, in dir zubereitet wird. Unser Gesicht erstaunet darüber, wenn es aus so hartem Stock, bedornten und dichten festen Zweigen, so nett formiert, und so schön gefärbte Blätter steigen sieht. In deiner lieblichen Gestalt, in dem Glanz und Pracht deiner Blätter, die uns Menschen erquicken, werde ich von den aufgeklärten Blicken der sich verschönernden Natur liebäugelnd gleichsam angelacht. Ich preise Gott, daß ich zu seinem Ruhm, der

dich

dich schuf, mich bey deinem Anblick erfreuen, und Ihm in meiner Lust danken kann.

Es sieht dich mein vergnügt Gemüthe
Als einen Ausfluß Seiner Güte,
Und Seiner weisen Allmacht an.

Du stärkest mein kindliches Vertrauen zu meinem himmlischen Vater, der alle Creaturen zu seinem Ruhm schuf, der uns hier, in der Zierde seiner Geschöpfe schon itzt so reich beschenkt, noch grössre Herrlichkeit, noch herrlichere Aussichten in jenen ewigen Wohnungen wird schauen lassen. Liebliche Rose, von deinem mehr als irrdischen Scheine werden mir diese Gedanken, fröhlich, eingepräget:

Herr, mein Gott! hier seh ich Spuren,
Wie Du Deine Kreaturen
Hier vergnügen kannst und wilt.
Hast Du, schon auf dieser Erden,
So viel Wunder lassen werden,
Sie mit solcher Pracht erfüllt;
Was mußt Du für Schätz und Gaben,
Unsern Geist noch mehr zu laben,
Dort bey Dir im Himmel haben!

Wie werden nicht in andern Sphären,
Zu des allmächtgen Schöpfers Ehren,
Sich Bilder, Farben, Glanz und Schein,
Auf ungezählte Weise, mehren!

 Denn

Denn die Vernunft kann uns belehren,
Und, überzeugend, uns erklären:
Es könn', in unsrer Erden Pracht,
Des Schöpfers Weisheit, Lieb und Macht,
Unmöglich, hier erschöpfet seyn.

Verklärte Farben und Figuren,
An ganz verklärten Kreaturen,
In tausendfach verschiednem Flor,
Stell ich, in jeder Welt, mir vor.
Was werden dort für Blumen blühen,
Und, in noch hellerm Schimmer glühen!
Verschiedentlich gefärbte Strahlen,
Aus jeder andern Sonne, werden,
Auf ebenfalls verschiednen Erden,
Die Körper, worauf sich das Licht,
Nicht minder, ganz verschiedlich bricht,
Unendlich unterschiedlich mahlen.

Königinn der Blumen, du bringest mich dazu, daß ich was wunderwürdiges von andrer Erden Pracht denke, deine mehr als irdische Gluth, die in dir ruht und um dich spielet, war der Stoff dieser Gedanken. Deine Pracht, Purpur, Geruch, Balsam, Glanz und Licht, hat durchs Gesicht, in meiner Seelen, ein Andachtfeur angefacht. Mein gerührt Gemüthe, preiset die Allmacht, Weisheit, und die Güte des Schöpfers, welcher dich so schön gebildet.

Wie wir das Licht an sich nicht, sonder Cörper, sehn:
So kann man, von dem ewgen Licht,
Wenn von der Creatur der Vorwurf uns gebricht,
So wenig, das, als was Es sey, verstehn.

3te Betrachtung.

So bald wir uns den Stralen der Sonne von neuem nahen, so sind wir vom Frost und Eise frey. Unsere Fläche hat an Tagen gewonnen, Gott Lob! der Winter ist vergangen. Wir sehen dem fröhlichen Frühling entgegen, die trächtige Natur lachet, die gährenden Kräfte regen sich und die Flur der Felder färbet sich. Itzt werden die Augen beständig erfreuet, der gedrungne Klee treibet mit glänzenden lieblichen Blumen fast sichtbar itzt in die Höhe. Ein buntgefärbtes Blumenheer bedeckt die Beete der schimmernden Gärten, das wachsende Grüne verstecket den dürren Heckenstrauch, die glänzende Blüte sonder Zahl krönet die Wipfel der fruchtbaren Bäume, unzählige Kräuter kleiden die Gipfel der Berge, die noch gestern kahl waren, die aus berstenden Knospen entspriessenden Blätter erfüllen überall die Luft, und um die Bäume fängt itzt bey heiterm Wetter ein allgemeiner grüner Duft an zu schweben. Gefärbte

befiederte Vögel durchstreichen beym lachenden Frühlingstage Paar bey Paar dieß grüne Gewebe, und wir sehen die lange nicht gesehene gefiederte Schaar auf Linden, Buchen und Eichen. Wir sehen sie hüpfen und springen, und hören den lange nicht gehörten Schall. Der rege Wiederhall ertönet von ihren hellpfeifenden gurgelnden Chören. Besonders gefällt mit wirbelndem Klingen die angenehme Nachtigall, Büsche und Wälder füllt ihr durchdringendes schmetterndes Singen. Die sprudelnden Quellen wallen itzt von neuem, von Eis und Schlamm nicht mehr verdämmt, ungehemmt durch glatte Kieselsteine in hurtigen, zirkelnden und wirbelnden Fällen. Zum öftern beschäumet, voll glänzender Blasen, fliesset ihr zwar klares doch dunkles Naß auf schimmernden Sande dahin, von grünenden Rasen bedeckt es oft das junge Gras, und durch ihre durchsichtige rege Crystallen läßt sich der bunte Boden sehen. Itzt spüren die Thiere die liebliche Liebe, ihr jüngst noch träges Blut wallet, sie fühlen in sich belebende Triebe, die von neuer Liebesglut entflammt sind. Das Thierreich zollt uns lebendige Früchte und manch strudelnder Milchquell mehrt unsre Nahrung. Das gluchzende Huhn tritt hier aus ihrem Nest, von stets pipenden Küchlein begleitet, da hingegen die jungen Entgen, von schmetternden Müttern geleitet, schwimmend auf den Teichen ruhen. Gänse und welsche Hühnlein dringen auch aus berstenden Schaalen, und girrende Tauben füt=

füttern die Jungen in ihrem Nest, zu unserm Brauch. Der Welsche Hahn spreuzet sich, kollert, stolziret und zeiget den matten Zorn, dort krähet der Haushahn, zum Kämpfen geneigt und lockt zu dem erkratzten Korn seine Freundinnen. Die Ohren hören die fröhlichen Töne und werden durch ihren hellen Klang erquickt; die Augen sehen, wie lieblich, wie schön der ganze Weltbau sich schmücket. Kommt, Menschenkinder, schmecket, wie freundlich die liebende Güte des Schöpfers ist, der itzt die Welt verjüngt, mit innig gerührtem Gemüthe preiset Gott, der den Frühling wieder rufet.

Herr! laß uns im Frühling Dein Wohlthun hochachten,
Gerührt, oft froh und dankbar seyn;
Oft Deine beträchtlichen Werke betrachten;
Oft, Dir zu Ehren, uns erfreun!

4te Betrachtung.

Wenn ich das herrliche Gepränge der schönen Welt in der unzählbaren Menge der Geschöpfe betrachte, wo soll ich anfangen zu erzehlen? Die Sonne, der Born des Lichts, schimmert an den sapphirnen Zimmern des Himmels, der ganze Luftkreis glänzt und glühet, die alles erfüllende Himmelsgluth, in welcher alles schwimmet und gleichsam ein jeder Vorwurf

wurf glimmet, erfüllt und schmücket Land und Fluth. Die Fische fühlen davon den Eindruck und wimmelnd lermen, schwärmen und spielen sie, von der Sonnengluth auch in der kalten Fluth belebt. Ein jeder Baum, von Laub bekränzet, glüht, glänzet und vergnügt das Auge. Das Feld lacht, die Wiese funkelt, auch da ist ihre Pracht schön, wo eine Schattennacht mit angenehmer Schwärze sie verdunkelt. Wenn man nun, bey so klarem Himmel, durch das holde Dunkelgrün der Blätter das Gold der gelben Felder sieht, so wird das Gemüth des Menschen, durch die Pracht, die daraus quillt, vergnügt, und es scheint in solchem heitern Schein, als ob der Erdkreis recht verklärt wäre. Wenn der Gläubige dieses überleget und die so schöne Welt betrachtet, so sagt er zum Ruhme des, der die Welt schuf:

Mein Gott! da, was so herrlich flammet,
Allein aus einer Sonne stammet,
Wie herrlich mußt Du, Schöpfer, seyn!

5te Betrachtung.

Vom schweren Regenguß und von geschmolznem Schnee, wuchs auf dem Berge ein kleiner Fluß und war geschwollen, von vielen Bächen vermehrt, mit seinem stets verstärkten Schuß, fing er an durch allen Gegenstand zu brechen und

alles mit sich fort zu rollen, mit erzürntem Rauschen ergoß er sich und sprengte den Damm. Von ferne erschallte ein fremdes Sausen, es kam plötzlich näher. Der Sturz des reissenden Flusses risse zernagte Steine von ihrem Ort mit sich dahin, da sahe man Stücke von durchbrochnen Dämmen, dort schwere Stämme rauher Eichen und zerborstne Felsen nach stürzen. Von Bäumen die bersten und brechen, hört man fürchterliches Gekrache, die Wälder heulten, die Berge schrien, die Wurzeln stiegen aus der Erde, hier wälzten Häuser, dort Heerden sich fort, so wie die Fluthen sie ereilten. Mit allgemeinem Klaggeschrey sah man Trümmern von grossen Balken, da schwummen Dächer, halbe Zimmer fuhren wie ein Strahl vorbey, hier schwung, mit weiß beschäumtem Grimm, ein strenger Strudel alles üm, die reife Saat ward unterdrucket, die gemähten Garben wurden weggespület, der Boden selbst ward aufgewühlet, die höchsten Ufer eingeschluckt. Ein dunkler Wasserschwall füllte die hohlen Tiefen überall, auch war von den erhabenen Höhen, die Stelle nicht mehr zu erblicken, es deckte eine Ebene, die das Auge schreckt, Feld, Aecker, Berge und Thäler. Ich sahe dieß mit Erstaunen an, und dachte: Kann ein blosser Regen der Erden Fläche so verheeren, und der Menschen Werk so schnell verstören, daß alles sinket, stürzet, bricht, und alles unterst oben kehren, so laßt uns mit Ehrfurcht den Schöpfer bitten,

solche

solche Strafen in Gnaden von uns allezeit ab-zuwenden; und durch seine Allmacht die schreck-liche Gewalt des Wassers zu bezäumen.

6te Betrachtung.

Die Unmöglichkeit Gott zu begreifen ist so gewiß, als es unmöglich mit blossen Augen in die Sonne zu sehen. Das Buch der Geschöpfe zeiget uns vom Gott eine klare Spur in seinen Wundern, daß Gott sey. Doch, was Gott sey, kann die Natur dem Menschen nicht begreif-lich machen. Die Offenbarung, oder die hei-lige Schrift selbst lehret, daß der Gottheit An-gesicht zu sehen allen Sterblichen verwehrt sey, dieß wird noch mehr, daß man Gott hier im dunklen Wort nur sieht, erklärt. Hieraus er-hellt unwidersprechlich, die Gottheit, so unend-lich, wolle, daß man Sie nicht, so wie wir wollen, nein, wie Sie will, begreifen solle. Giebt denn, bey so bestallten Sachen, diejenige Philosophie (die, was der Schöpfer kann, und nicht kann, was Er gedacht, und nicht gedacht, was Er gewollt, und nicht gewollt, nach einer Schnur, die sie gemacht, untrieglich abzumes-sen sucht) sich folglich nicht vergebne Müh?

7te Betrachtung.

Mein Wesen lag von Ewigkeit in einem dunkeln Nichts verborgen. Ich habe meinen Leib nicht, auch meinen lebendigen Odem nicht gemacht, (denn aus Leib und lebendigen Odem bin ich eine lebendige Seele geworden, nach der heiligen Schrift geredet, keine philosophischen Subtilitäten mag ich nicht wissen, lese sie auch nicht,) Drum laß ich Gott, Der mich, wie, wo, und wenn Er wollt, hervorgebracht, wie es mit mir in dieser Zeit, Im Tod, auch in der Ewigkeit, dereinst soll werden, sorgen. Nur einzig Deine Lieb', o ew'ge Lieb', allein, soll in der allgemeinen Dämmrung, der Meynung Dunst, des Zweifels Nacht, und Ungewißheit aller Dinge, allein mein Licht und Leitstern seyn. Ich glaube, hätt' Er von mir wollen, daß ich ein mehrers wissen sollen; Gott hätt' in diesem meinem Leben, mir mehr Erkenntniß noch gegeben.

8te Betrachtung.

Wenn Kält und Feuchtigkeit die Luft erfüllt, und unsern Leib umringt, ja fast durchdringet; wenn unser Hirn ein Schwermuthsduft umhüllt, und uns sodann ein Art von Lust entspringet, aus einer Pfeife Rauchtaback: So

hab

hab ich öfters nachgedacht, ob der Geruch, ob der Geschmack, ob der von uns sanft ausgeblasne Hauch, und sein kurz abgesetzt und schmatzendes Getön, ob der, den Wolken gleiche Rauch, den wir in regen Kreisen sehen; wie, oder ob die Wärm uns das Vergnügen macht? und finde, daß, durch alle Sinnen, wir im Taback ein' Art von Lust gewinnen.

Man scheinet insgemein, durch sanftes Achselzücken, daß etwas uns vergnüget, auszudrücken. Bey manchem scheint, wenn er die regen Kreis' erblickt, als würde selbst sein Sinn zum Denken mehr geschickt, und daß er, wenn sein Knaster brennte, weit tief und schärfer sinnen könnte.

Ein Pfeifchen dient in Einsamkeit, ein Art Gesellschaft abzugeben, und wenn ihr in Gesellschaft, die Unterhaltung zu erheben. Gedenket wenigstens, indem ihr euch vergnüget, auch, daß ihr euch vergnügt: und dankt, (indem ihrs denkt, daß im Taback für euch so manche Lust sich füget;) Dem, der euch diese Lust wie alles schenkt. Erwegt, daß, wenn es draussen stürmt, ihr sicher, ruhig und beschirmt, in eurem Zimmer euch befindet, und auch, so gar im Rauch, verschiedne Lust empfindet. Der Rauch kann euch zugleich, von eurem Leben, und von der irrdischen Vergänglichkeit, ein augenfällig Lehrbild geben.

9te Betrachtung.

Daß in den Blumen Honig stecket, hat uns die Bien allein entdecket. Man kann auch Honig, ohne sie, auch mit der allergrößten Müh, unmöglich aus den Blumen bringen. Das Milch aus Kräutern zu erzwingen, wär unserm menschlichen Verstand und blieb uns stetig unbekannt; es zeigen solches unsre Küh. Auch wär unmöglich, ohne Vieh, auf andre Weise, durch Filtriren, durch Mengen und durch Distilliren, mit noch so viel gemischten Sachen, aus Gras und Kräutern, Milch zu machen. Natur hat zu derselben Wesen nur eine Weise sich erlesen.

Wenn nun in der Metallen Reich, auf eine gleiche Weise, gleich die Anordnungen möglich wären, in Gold ein Gröbers zu verkehren; muß denn nicht jeder zugestehn, dem Schöpfer der Natur zum Preise, es könn, auf eine andre Weise, als die Natur dazu ersehn, mit keiner Möglichkeit geschehn? — — — — Goldmacher packet ein, welch ein zureichender Beweiß wider euch ist dieses.

10te Betrachtung.

Ehre den Arzt, denn der Herr hat ihn geschaffen, ein Befehl der allen Kranken ein

heilsamer Rath seyn soll. Es ist nicht zu leugnen, daß in den Arzneimitteln eine Kraft liege, und daß manche Krankheit dadurch gehoben worden ist. Daß aber dieselben so oft nicht anschlagen, daß kann man nicht den Kräutern und Säften, sondern daß muß man der unvollkommnen Kenntniß zuschreiben, die man von dem menschlichen Leibe hat. Denn die Leibesbeschaffenheit des Menschen ist, gleichsam das unbekannte Südland, dessen Küsten wir nicht einmal kennen. Dieses ist die Ursache, daß eine Arzenei dem einen heilsam, dem andern aber schädlich ist; und das dasjenige, was zu einer Zeit nützliche Wirkung thut, zu einer andern Zeit gar keine Wirkung thun will. Die Leibesbeschaffenheit eines Menschen ist nicht allein eine noch unerkannte Sache, sondern auch etwas Veränderliches. Die Leibesbeschaffenheit verändert sich öfters, und ist heute nicht die, welche sie gestern war, oder morgen werden will. Dieses macht alle medicinische Regeln unsicher; und man kann einen Arzt ansehen, als jenen Mann, der eine wankelmüthige Frau hatte, der er es niemals fast zu Danke machen konnte, weil sie alle Stunden anders Sinnes war.

Ich sage nicht, daß alle Kuren ein blindes Glück seyn; nein, das hiesse zu weit gegangen: Von den mehresten aber darf ich solches wohl gewiß behaupten. Ein gewisser Schriftsteller giebt

giebt uns die Beschreibung von einem Medico, daß er ein Mann sey, welcher so lange Recepte schreibet, bis der Patiente entweder stirbt, oder die Natur sich selber hilft. Darum haben auch die Alten gesagt: Viele sind nicht sowohl Aerzte, als Schwätzer. Ich nehme dieses nicht schlechterdings als eine Wahrheit an, weil man von unterschiedlichen grossen Kuren unwidersprechlich erweisen kann, daß sie nächst Gott der Arzeneykunst allein zuzuschreiben seyn müssen. Ich sage nur, daß ein Medicus gar oft durch etwas einen Namen erlange, was doch entweder die Natur, oder ein Zufall, oder die Einbildung des Kranken allein zu wege gebracht hat. Der letzte Medicus ist gemeiniglich der beste, nicht weil er die Arzeneykunst besser versteht als der erste, sondern weil er das Glück hat, um Rath gefraget zu werden, wenn die Krankheit ausgetobet hat, und die Natur sich selbst helfen will. Dieß bedenken die Leute so nicht, und daher wird der beste und geschickteste Medicus bisweilen unschuldig getadelt, als der schlechteste und ungeschickteste unverdienter Weise einen Ruhm erlangt; weil man das der Person zuschreibt, was eigentlich der Zeit zugeschrieben werden sollte.

Aus eben dem Irrthum schreibt man dasjenige der Kunst zu, was doch blos durch einen Zufall geschiehet. Ein Fieber bleibt öfters wegen anderer Zufälle aus. Eine andere Krank-

heit wird durch eine unvermuthete Freude, oder durch sonst eine Gemüthsbewegung gehoben. So wie oft ein Mensch aus Einbildung krank wird: so werden auch verschiedene Krankheiten durch Einbildung wieder vertrieben. Was die Einbildung bey Kranken für erstaunliche Wirkungen hervorbringen könne, das ist fast unglaublich. Jener bekannte Chymikus, Franciscus Borry, heilte eine Zeitlang alle Krankheiten, und kam deswegen in solchen Ruf, daß sich Patienten von Paris nach Amsterdam bringen liessen, um daselbst von ihm curirt zu werden. Wie man aber endlich sahe, daß er keine andere Kranken, als nur diejenigen gesund machen konnte, welche eine starke Einbildung und einen starken Glauben zu seinen Arzeneimitteln hatten, so fieng sein Credit auf einmal an zu fallen, und er konnte hernach keinem mehr zu seiner Gesundheit verhelfen. Man kann demnach wohl sagen, daß derjenige ordentlich studierte Medicus der beste sey, (denn von unstudierten Pfuschern und Quacksalbern ist hier die Rede nicht, solchen Leuten wird kein vernünftiger Mensch zur innerlichen Cur seinen Leib anvertrauen,) zu welchem der Kranke das meiste Vertrauen hat. Ich halte das auch für etwas hartes, solchen Kranken, die in den letzten Zügen liegen, gewisse Seelsorger aufzudringen, zu denen sie keine Neigung und kein Zutrauen haben.

Da nun die Erfahrung lehret, daß die Einbildung bey den Patienten so stark wirke, so kann ich auch mit denjenigen Aerzten nicht zufrieden seyn, welche dem Kranken allen Trost und alle Hoffnung benehmen, und ihm ihre Meynuug von seiner Krankheit rein heraus sagen. Die Haupttugend eines Arztes muß diese seyn, daß er dem Kranken lauter Dinge vorsage, die er gern höret. Denn mancher stirbt vor der Zeit, weil ihm sein Medicus rein heraus sagt, er werde sterben; und mancher wird gesund, weil ihn der Doctor mit Gewißheit versichert, er werde völlig wieder hergestellt werden. Und dieses ist, meines Erachtens eine von den Ursachen, warum die Marktschreyer so viele sonderbare Curen verrichten. Denn ein Quacksalber kann die Leute bloß mit seinem Gesichte und mit seinen Mienen curiren. Die Zuversicht und die Dreistigkeit womit er seinen Patienten eine baldige Wiederherstellung der Gesundheit verspricht, hat oft eine grössere Wirkung, als eine ganze Apotheke. Und es ist dem Patienten gleich viel, wie er curirt werde, es mag nun durch Tropfen, oder durch die Einbildung und Zuversicht auf das Versprechen des Arztes geschehen. Jener Medicus ergriff aus Versehen eine Flasche mit reinem Wasser, an statt einer Flasche worinn eine Brechtinctur war, und gab die Flasche mit dem reinen Brunnenwasser dem Patienten, und diese war vermittelst der Einbildung des Kranken ein wirkliches

Brechmittel und that eben die Wirkung. Ich habe einen abgedankten Officier gekannt, dem ein Bein im Kriege abgeschossen worden, und der an dessen statt auf einem hölzernen gieng. Dieser versicherte, daß er, wenn es schlimm Wetter werden wollte, an seinem hölzernen Beine die Schmerzen von eben dem Leichdorn fühlen könnte, welche er ehedessen an seinem fleischernen Fusse gehabt. Können also Leute aus lauter Einbildung krank werden: so muß man auch versuchen, ihnen durch die Einbildung wieder zur Gesundheit zu verhelfen. Jene Wankelmüthige beklagte sich, daß sie alle Dienstage Kopfschmerzen hätte. Ihr Liebhaber gab ihr deßwegen den Rath, sie möchte sich solche Kalender drucken lassen, in welchen kein Dienstag stünde.

Es denke niemand, als ob ich hierdurch die Arzeneiwissenschaft geringschätzig machen wollte, oder als ob ich die Aerzte für ganz unnütze und überflüßige Leute ansähe. Nein, nein, ich gestehe vielmehr, daß in Kräutern und Pulvern eine Kraft stecke. Ich gebe auch zu, daß durch die Wissenschaft des Arztes viele grosse Curen verrichtet werden. Ich sage nur, daß man oft dasjenige der Arzeneikunst zuschreibe, was doch blos der Natur, dem Zufall oder der Einbildung zuzuschreiben ist; und daß die verschiedene und veränderliche Leibesbeschaffenheit des Menschen in Betrachtung ihrer Unbegreif-

greiflichkeit den Aerzten ein Stein des Anstosses sey, und die vernünftigsten Regeln der Arzeneiwissenschaft übern Haufen werfe, oder ungewiß mache. Wenn ich also ein Medicus wäre: so gebe ich dem einen Patienten nicht eben das, was ich dem andern verordnete, ob sie gleich beyde an einer Krankheit darnieder lägen, und einerley Leibesbeschaffenheit wären. Ich würde die Arzeneimittel, das Essen und das Getränke nicht nach ihrer eignen, ihnen beywohnenden Kraft, sondern nach der Wirkung beurtheilen, die sich gemeiniglich bey gewissen Leuten zu äussern pflegten. Ich würde keinem rathen, bittere, salzige oder saure Sachen zu geniessen. Ich würde einen jeden Patienten nur fragen, welches Getränke und welche Speisen ihm sonst gut bekommen wären, und auf welche er sich sonst immer wohl befunden hätte. Wenn denn jemand vorgäbe, es esse gern gekochtes Fleisch, oder tränke gern Brunnenwasser, und er habe sich jederzeit wohl dabey befunden, so würde ich ihm rathen, immer dabey zu bleiben. Ich für meine Person trinke alle Tage meinen Caffee, weil ich mich wohl dabey befinde; ich widerrathe solchen aber andern, die doch mit mir von einer Natur und Leibesbeschaffenheit sind, weil sie allerhand Beschwerungen davon haben.

11te Betrachtung.

Wie vortrefflich ist eine solche Sittenlehre, welche diejenigen Irrthümer entdecket und anzeiget, die unter den Menschen täglich darinn begangen werden, daß sie den Schatten für den Körper nehmen und dasjenige oft für eine vortreffliche Tugend ansehen, was doch wirklich ein grosser Fehler ist. Daher kommt es alsdenn, daß man den Geiz oft mit Sparsamkeit und Häuslichkeit bemäntelt. Die Hartnäckigkeit muß Standhaftigkeit, ein rauhes und tollkühnes Wesen muß Tapferkeit, die Rangsucht ein ehrbarer Ehrgeiz, die Verschwendung, Großmuth und Freygebigkeit, die Falschheit und Arglistigkeit muß Klugheit, die Dummheit und Grobheit muß Ehrlichkeit, ein tyrannisches Verfahren muß Handhabung der Gerechtigkeit, eine hitzige Ketzermacherey und die schwarze Galle muß Eifer ums Gute heissen. Diese Irrthümer sind nicht nur unter den Ungelehrten, sondern auch unter den Gelehrten gemein, und entstehen daher, daß man nicht fleißig studieret, sich selbst kennen zu lernen. Ich rede hier nur von dem Irrthum, den man in Ansehung des Eifers begehet, als welchen man öfters mit der Wirkung schlimmer, scharfer und aufwallender Säfte des Leibes vermischet. Man könnte aus diesem Irrthum leicht heraus kommen, wenn man nur seine eigne Leibesbeschaf-

schaffenheit genau untersuchen und bemerken wollte, ob der Eifer einen Tag wie den andern sey; ob er zum Exempel stärker sey wenn man eine Flasche Wein ausgetrunken und selbige im Kopfe hat, oder wenn man nüchtern ist, ob der Eifer heftiger sey, wenn man kränklich, als wenn man gesund und frisch ist, ob er seine Ebbe und Fluth habe, wachse und abnehme, sich nach der Beschaffenheit des Leibes richte, und aus Paroxysmis entstehe, oder ob er dauerhaft und stets währen, das ist, bey guten und schlimmen Umständen, in gesunden und kranken Tagen einerley und eben derselbe sey. Denn es giebt Menschen, die mit der größten Heftigkeit auf die Sünden und Laster schmälen, wenn sie noch nüchtern sind, allein nach der Mahlzeit haben sie niemals etwas auf die unartige Welt, oder besser, auf die unartigen Menschen in der Welt, zu sagen. Manche Richter sprechen des Nachmittags gelindere Urtheile, als des Vormittags; manche Strafpredigt rühret mehr aus einer Verdrüßlichkeit, die man in seinem Hause gehabt, als aus einem heiligen Eifer für das wahre Christenthum her; und mancher Schulmeister findet seine Schüler mehr oder weniger lehrbegierig, je nachdem er selbst entweder mehr oder weniger bey guter Laune ist. Und wie kömmt denn das, das viele Lehrer wenn sie auf der Kanzel predigen, sich so freundlich und liebreich gegen ihre Zuhörer bezeigen, und sich solcher freundschaftlichen Ausdrücke gegen sie gebrau-

 chen,

chen, daß man meynen sollte, sie dienten ihren Zuhörern mit Rath und That, wo sie nur wüßten und könnten, aber wie kalt wird dieser Eifer bey den mehresten, denn wenn sie ihre Zuhörer alsdenn auf der Strasse sehen und denselben begegnen, würdigen sie selbige kaum anzusehen und sie freundlich zu grüssen, gerade als hätten sie ein näher Privilegium zum Himmel als ihre Zuhörer, oder als wären sie kaum ihres freundlichen Gesichts werth. Ein jeder prüfe sich; und hinführo komme einer den andern mit Ehrerbietung zuvor, denn wir alle wollen in einen ewigen glückseligen Zustand, oder wie man zu reden pflegt, in einen Himmel.

Woher entstehen aber dergleichen Fehler? Daher, alle bilden sich ein, einen rechtmäßigen Bewegungsgrund zu ihrem Eifer in ihren Verrichtungen zu haben, weil manche sich selbst nicht kennen. Denn wenn ein jeder seine Affecten und Gemüthsbewegungen genau bemerken und darüber wachen wollte, so würde er sich nicht so oft irren, vergessen, und Fehler zu Tugenden machen. Die Erfahrung weiset, daß bey manchen Leuten der unzeitige Eifer durch ein Aderlassen, durch ein niederschlagendes antispasmodisches Pulver in eine Kaltsinnigkeit verwandelt worden ist. Es giebt ferner Leute in der Welt, die da sprechen, ach wie ist die Welt so wunderlich! was giebts vor wunderliche Leute in der Welt: und sie sind doch eben diejenigen, die wunderlich sind.

Die

Die Welt wird alt, sagt ein abgelebter Greis, und nähert sich ihrem Ende. Er bemerket aber nicht, daß er selbst alt wird, und eben daher keinen Geschmack mehr an der Welt findet. Es geht ihm, wie einem Menschen, der einen verdorbenen Magen hat, und die Schuld, daß ihm das Essen nicht schmeckt, dem Koche giebt, da doch das Essen eben so, wie sonst zugerichtet wird, und nur sein Magen nicht mehr die vorige verdauende Beschaffenheit hat. Ein jeder an dem selbst viel Verderbniß ist, siehet das mehreste für verdorben an. Wenn er also dagegen eifert, so eifert er vornehmlich gegen sich selbst.

Was kann seltsamer seyn, als wenn man einen Geizigen gegen den Geiz, einen Liebhaber des Trunkes mit Eifer gegen das Laster der Völlerey, einen Durchbringer gegen die Verschwendung, einen Euklio gegen die Knausrigkeit, und einen Apicius gegen die Leckerhaftigkeit predigen höret. Und hievon sieht man doch täglich fast unzählige Beyspiele. Es heißt im Sprichwort: Der Kessel sagte zum Topf: Ey! du bist nicht weiß.

Man höret, daß manche Prediger alle Tage gegen Laster losziehen, die sie selbst alle Tage begehen, und auch ferner zu begehen willens sind. Ihre Strafpredigten können an sich selbst gegründet und bey so vielen rohen Menschen

schen nöthig seyn, denn die mehresten Zuhörer unserer Zeit sind von solcher Beschaffenheit, daß ihnen das Gewissen geschärfet werden muß. Allein, wenn man diese ihre Predigten recht auseinander setzen und in einen andern Vortrag einkleiden will: so werden sie öfters auf diesen kurzen Inhalt hinauslaufen: Ihr groben Sünder und Sünderinnen, die ihr in der Bosheit und in dem eitlen und rohen Leben beständig verharret, bekehret euch doch, und richtet euch nicht nach meinem Exempel; denn ich für mein Theil bleibe bey meinem alten Schlendrian, und schwimme mit dem Strom. Oder kürzer: Thut nach meinen Worten, und nicht nach meinen Werken, so heißt es bey vielen. Lasst einen Aristides gegen die Ungerechtigkeit, einen Epictet gegen die Unvergnügsamkeit und Ungeduld, einen Diogenes gegen die Wollust reden. Diese haben Ehre zu reden, und deren Strafpredigten richten auch etwas aus; denn sie stimmen mit ihrem Leben überein, und man kann daher von denselben überzeugt seyn, daß sie aus einem aufrichtigen Eifer herrühren. Wenn man einen Diogenes mit der Laterne auf den Strassen in Athen Menschen suchen siehet, in Athen, wo die Wollust und Eitelkeit überhand genommen hatte, (und was soll man von unsern Zeiten sagen,) so kann man versichert seyn, daß es ihm mit diesem Auftritte ein Ernst gewesen, und daß er es ohne Vorwurf thun können. Denn er war selbst ein Feind von allem eitlen Wesen.

Allein,

Allein, wenn sich ein Mensch mit gekräuselten Haaren, mit einem mit Gold oder Silber besetzten Kleide, mit weissen Handschuhen, mit einem Kleide, auf welchem so viel Weizenmehl lieget, woran ein Armer zu einer Mahlzeit genug haben könte, in einer vergoldeten Sänfte durch die Strassen und Gassen tragen läßt, zu dem Endzweck, seine Mitbürger zn bekehren: so wird man sich bey einem solchen Anblick schwerlich des Lachens enthalten können. Man würde schlüssen, daß ein solcher Mensch sich selbst nicht kennen müsse, und daß sein Unternehmen mehr die Wirkung eines verrückten Kopfes, als eines heiligen Eifers sey. Ja, wenn er selbst in solchem Aufzuge ein Auge auf sich werfen wollte: so würde er bald gewahr werden, daß er ein lächerliches Schauspiel vorstelle, und sich fragen: Wie komme ich denn dazu, daß ich einen Bußprediger abgebe? Er würde aus einem strengen Lehrmeister in einen demüthigen Lehrling, ans einem trotzigen und stolzen Pharisäer in einen armen Sünder verwandelt werden, und die Ruthe auf seinem eigenen Rücken zerhauen, welche er für andere gebunden gehabt.

Ich sage, ein solches verkehrtes Bezeigen entspringet aus dem Mangel, der Selbsterkentniß; und ich rede hiervon aus Erfahrung, denn ich habe selbst etlichemal ein erhitztes Geblüt für einen Bekehrungseifer gehalten, und mich

mich daher öfters, in einem Paroxysmo zum Kriege gegen das menschliche Geschlecht gerüstet. Allein nachdem ich erkannt habe, worinn der Eifer bestanden: so lasse ich nun seit dem den Feuchtigkeiten Zeit, auszugähren, und da merke ich, daß meine Reformationsbegierde zugleich mit dem Paroxysmo sich wieder zur Ruhe begiebt, so, daß mir dasjenige, was mir vorher krumm zu seyn schien, wieder gerade und eben zu seyn deucht, und das, was ich doppelt sahe, mir wieder einfach vor die Augen kommt; ja ich sehe mich alsdenn, als einen Menschen an, der betrunken gewesen, als welcher, wenn der Rausch am stärksten ist, sich einbildet, als wenn alle Dinge im Hause mit ihm herum giengen, da doch alles stille stehet, und die Bewegung allein in seinem Gehirne vorgehet. Das ist nur eine falsche Andacht, die durch eine Aderlaß gedämpfet, und das ist nur ein unächter Eifer, der durch ein Arzeneimittel vertrieben werden kann.

Es könnte vielleicht hier jemand Anlaß nehmen, alles das in meinen eignen Busen zu schieben, und sagen: Der Verfasser macht sich über die hitzigen und eifrigen Sittenverbesserer lustig, und schreibt doch selbst beständig gegen die Laster und Unarten; das ist ja gleichsam so viel, als ob er sich allein das Recht, die Sitten zu verbessern, anmassen wollte. Ich antworte hierauf: Erstlich wenn ich mich über Fehlende

lustig mache, so schliesse ich mich nicht aus, sondern begreife mich allezeit mit unter der Classe. Ich bin mit niemand härter verfahren, als mit mir selbst. Was zeuget mehr von meiner Aufrichtigkeit, als ein Geständniß seiner eignen Fehler? Dieß ist ja der Anfang zur Selbstbesserung und eine Sache, die einem jeden Philosophen höchstanständig ist. Wenn ein Liebhaber der Trunkenheit in einer Gesellschaft, andere wegen der Trunkenheit bestraft: so redet er, als ein Mensch, der ohne Ueberlegung redet. Wenn er aber sich selbst mit einschließt, und an statt der Wörter: Ihr oder Euch. Die Wörter Wir oder Uns gebraucht: so redet er zugleich als ein Bußprediger und als ein bußfertiger Sünder. Diejenigen also, die mir einen solchen Vorwurf machen könten, bemerken nicht, daß ich nicht als ein Sittenrichter, sondern als ein Freund der Wahrheit schreibe, der sich bemühet die Irrthümer zu entdecken, in welchen ich selbst gesteckt habe, und worein ich andere versunken sahe; und daß ich also einem Lotsmann gleich bin, der mit dem Senkbley in der Hand stehet, und allenthalben den Grund erforschet und andern saget, wo er den Weg am sichersten findet.

Zum andern ist die Absicht meiner Schriften, nicht sowohl die Fehler und Laster durchzuziehen, als vielmehr Proben in gewissen schönen Wissenschaften vor Augen zu legen, und

ich habe also meine Feder nach der Materie zurecht schneiden müssen. Wenn ich demnach scherzhaft schreibe, so schreibe ich nicht aus Leichtsinn scherzhaft, sondern weil es die Sache so erfordert. Wenn ich eine Strafschrift gegen das menschliche Geschlecht schreibe: so brauche ich Salz und Pfeffer; denn ohne diese Zuthaten, ist eine Satire keine Satire.

12te Betrachtung.

Der Bauerstand ist nicht der schlechteste und elendeste unter allen Ständen, nein, nein, bey itziger Theurung des Getreydes und der Früchte, galt bey den Bauern alles, die Bürger und Stadtleute lebten in Nahrlosigkeit und Elend! Und wie dürftig mußten sich die Hausarmen behelfen, die sich des Bettelns schämten, doch der Herr ernährte sie auch in der sehr schweren Theurung. Es ist andem, der Bauerstand hat seine Ungelegenheiten, aber auch seine Gemächlichkeiten. Man sagt Sprichwortsweise: Bauerhandel, ein kostbarer Handel. Sonst sagt man: Wer Wald und Buschwerk liebt, liebt auch die Dornhecken. Auf gleiche Art kann man sagen: wer sich von Herrschaften selbst liebet, geht auch wohl mit seinen Bauern um, weil seiner Bauern und sein eignes Verderben, so genau mit einander verknüpft ist, daß solche nicht

nicht von einander getrennet werden können. Denn ein jeder Bauerhof ist gleichsam seine Speisekammer und sein Keller. Wenn darinn etwas in Abgang geräth, und an etwas Mangel gespüret wird: so leidet seine ganze Haushaltung Schaden; daß also der Herr mehr Sorge tragen muß, daß der Bauer nicht zurück komme, als der Bauer wegen der Verarmung des Herrn in Sorgen stehen darf. Stirbt der Bauer selbst: so verliert der Herr einen Mann: geht aber der Herr mit Tode ab, so verwechselt der Bauer nur den Namen, weil er eine neue Herrschaft bekömmt, die oft besser seyn kann, als die alte gewesen ist. Wie oft höret man nicht, daß ein Herr sagt: Wo soll ich einen solchen Mann wieder her bekommen, der so tüchtig arbeiten kann, als der vorige? Niemals aber hört man einen Bauer sagen: wo werde ich einen solchen Herrn wieder bekommen, der mich so zur Arbeit treiben kann, als der vorige, der die gewöhnlichen Steuern und Landzinsen einnimmt, und mir alle Tage die Ehre wiederfahren läßt, bey ihm Hof- und Frohndienste zu thun, oder ihn in die Stadt zu fahren? u. s. weiter.

Die Arbeit der Bauern ist zwar schwer, und muß stets abgewartet werden; sie ist aber doch nicht grösser, als die Arbeit der Handwerksleute. Beyde müssen sichs den ganzen Tag sauer werden lassen, um Nahrung, Klei-

dung und Abgaben zu erwerben. Der Unterscheid besteht nur darinn, daß die Bauern, Pferde und Ochsen zu Mitgehülfen haben, die sie vor ihre Pflüge und Wagen spannen, da hingegen der Handwerksmann alle seine Arbeit selbst verrichten muß.

Die Ungemächlichkeiten des Bauerstandes sind groß und beschwerlich, aber ich getraue mich doch zu behaupten, daß der Zustand eines Handwerkspurschen, den doch niemand eben bedauert oder beklagt, noch schlechter und elender sey. Gesetzt aber auch, daß die Ungemächlichkeiten der Bauern in Ansehung ihrer Dürftigkeit und Arbeit grösser wären, als sie bey irgend einem andern Stande sind, so hat der Bauerstand dagegen viele und grosse, ja so grosse Vorzüge und Bequemlichkeiten, daß man mehr Ursache hat, die Bauren glücklich zu schätzen, als zu beklagen. Diese Vorzüge kann man ganz deutlich erkennen, wenn man die Umstände eines Bauers mit den Umständen der Bürger oder vornehmer Leute, so in Städten wohnen, vergleichet.

In Betracht der Geburt ist die Herkunft des Bauers hoch und vortrefflich gegen die Herkunft des Bürgers. Denn es giebt wenig Bauern, die nicht ihre Ahnen aufweisen können; da hingegen die meisten Stadtleute nichts anders sind, als Quadralvos, wie die Spanier sagen,

sagen, das ist, solche, die aus Theilen von unterschiedlicher Art, oder aus streitigen Nationen zusammen geschmolzen sind, daß also die Erstern wirklich Wohlgebohrne seyn, obgleich nur die Letztern diesen Titel führen, und sich so nennen lassen. Es findet sich noch ein anderer Unterschied bey der Geburt dieser beyden Gattungen von Leuten. Stadtkinder werden bloß als Menschen, Bauerkinder hingegen als characterisirte Menschen, oder als solche Personen gebohren, die vermöge ihrer Geburt die Anwartschaft, oder das Recht zur Folge in den Verrichtungen, Würden und Vorzügen ihrer Eltern erlanget haben. Denn so bald der Sohn eines Bauers zur Welt gebohren wird, so ist er ein bestimmter und verordneter Bauer, oder Ackersmann. Seine Geburt hat also eine gewisse Uebereinstimmung und Aehnlichkeit mit der Geburt eines jungen Grafen oder Freyherrn, der, so bald er gebohren wird, ein Graf oder Baron heißt. Neugebohrne Stadtkinder aber kann man als mögliche Wesen ansehen, oder als junge Bären, die Anfangs gar kein Geschicke haben, so, daß ein jeglicher Vater fast sagen kann: Es steht bey Gott und dem Glücke, was aus meinem Sohn in der Welt werden wird. Um wie viel vortrefflicher also und vorzüglicher das Erbrecht zu andrer Würde vor einem solchen Amte ist, darauf man sich nur Hofnung machen darf, und welches man erst durch Mühe, Schweiß und Arbeit, vieljähriges Gesuch und

Anhalten, durch krumme und gerade Mittel erlangen soll, um so viel vortrefflicher ist auch die Geburt eines Bauerkindes gegen die Geburt eines Stadtkindes.

Wenn man ferner die erste Nahrung und Erziehung der jungen Kinder betrachtet, so haben auch hierinn die Bauerkinder den Vorzug vor den vornehmen Stadtkindern; es müßte denn seyn, daß man sagen wollte, es sey vornehmer, mit Hurenmilch, als an der Brust seiner eignen Mutter gesäuget zu werden. Diese Ehre wird ein jeder Bauersohn einem Junker oder eines vornehmen Mannes Sohne gern überlassen. Ich geschweige der Ungemächlichkeiten und der Gefahr, welcher vornehme Kinder eben dadurch unterworfen werden, daß man fremde und unbekannte Ammen dieselben säugen lässt, wovon man unterschiedliche betrübte Exempel hat, besonders in Frankreich, woselbst oft Kinder, die man auf das Land schickt, um daselbst gesäugt und auferzogen zu werden, ausgetauscht worden sind, so das manche Mutter das Kind einer armen Amme, an statt ihres eignen Kindes, wieder bekommen hat. Und um deswillen folgen auch in diesem Stück die vornehmen Weiber in England dem Exempel der Bauern, und säugen ihre Kinder selbst.

Ferner kann man auch dieses bey der Geburt solcher Kinder anmerken, daß sich ein jeder

Bauer über die Geburt eines Kindes freuet, da sich im Gegentheil ein Mann vom Stande fast darüber zu betrüben Ursache hat; denn für das Haus eines Bauers ist ein jedes Kind gleichsam eine neue Hülfe und Stütze, aber für die Familie eines Mannes in der Stadt ist dergleichen allemal, so zureden, fast eine Last und Beschwerde. Dort kann es heissen: dieses Haus ist mit vielen Kindern gesegnet; hier aber: dieses Haus ist mit vielen Essern überhäufet und bebürdet. Drum beschere doch der Schöpfer Nahrungsvolle Zeiten, damit doch jeder der im Ehestande mit vielen Kindern lebet, denselben alle Tage ihr Brod verdienen könne; er regiere die Regenten, daß sie ihren Unterthanen Nahrung und Erwerbung an die Hand geben, damit alles, Handel und Wandel blühe. Es ist andem, daß wenn die Kinder noch in ihren zarten Jahren sind, kostet es zwar beyden, so wohl dem Bauer, als dem Bürger, etwas, dieselben zu ernähren und zu unterhalten, bey dem Bauer aber werden doch nur wenige Kosten dazu erfordert, welche denn auch sogleich wegfallen, so bald das Kind nur so weit gekommen ist, daß es seine Glieder rühren und zur Arbeit brauchen kann, da es denn so gleich seine Kost und seinen Unterhalt selbst verdienet. Stadtkinder hingegen erfordern viel mehr, und man muß es auch mit den Unkosten, so auf dieselben gewandt werden müssen, eine längere Zeit aushalten, ja es werden diese Unkosten von Jahr zu Jahr grösser;

 daß

daß also ein vornehmer Mann in der Stadt, der an Kindern reich ist, eben so sehr zu beklagen, als ein Bauer, der ein Haufen Kinder hat, glücklich zu preisen ist. Was dem einen mit Armut drohet, vermehret des andern seinen Wohlstand. Wollte man die Kinder beyderley Geschlechts mit gewissen Thieren vergleichen, so könte man die Kinder der Bauern als Hüner, Gänse und Enten in einem Hause ansehen, welche wenig zu unterhalten kosten, und doch grossen Vortheil bringen. Vornehme Kinder hingegen kann man ansehen, als Pfauen, Papageyen, und andere Thiere, welche kostbar zu unterhalten sind und doch zu weiter nichts dienen, als die Augen daran zu weiden.

So bald ein vornehmes Kind zu etwas Alter und Verstande gelanget ist, übergiebt man es Informatorn und Exercitienmeistern, um unter Aufsicht und Ruthe unterschiedliche Dinge zu erlernen, die es hernach mehrentheils wieder vergißt. Ein Bauerjunge hingegen hat keine andere Lehrmeister, als seine eigne Eltern, und in dieser Schule lernet er nichts anders, als die Wissenschaften, so zu Erwerbung der Nahrung und Kleidung, und zur Erhaltung und Verbesserung seines Hofes und Landes dienen. Er geneußt also einer weit gründlichern Unterweisung, als mancher Junker, der öfters nicht nur in eitlen Dingen mehr als in christlichen Glaubens- und Lebenspflichten unterrichtet

wird,

wird, oder wohl gar in solchen Wissenschaften, die ihm zum Schaden und Verderben gereichen können.

Es zeiget sich aber besonders die Vorzüglichkeit des Bauerstandes aus dem Heirathen. Sobald ein Bauerkerl das Alter erreichet hat, daß er eine Frau nehmen kann, so ist er auch im Stande, eine Frau zu ernähren. Eine vornehme Person hingegen bringt öfters so lange zu, sich in Stand zu setzen, eine Frau zu versorgen, daß er darüber ausser Stand gesetzet wird, einer Frau die gehörige Pflicht zu leisten, daher kömmts auch, daß, wie bey den Bauern die Früchte der Ehe in Kindern, dieselben bey manchen vornehmen Leuten in Hörnern bestehen. Ich merke ferner hievon an: ein Bauerkerl verliebt sich heute in ein Bauermägdchen, und morgen führt er sie schon ins Brautbette. Vieler vornehmer Leute ihre Hochzeiten hingegen können nicht ohne vorhergegangene Gebräuche und Vorbereitungen zu Stande gebracht werden. Fast eine jede Freyerey ist auf gewisse Art ein Schauspiel. Vier Handlungen müssen vorher gespielet werden, ehe man zum Schlusse kömmt, welches der Inhalt des fünften Ackts ist, und es geschiehet oft, daß die Liebe durch dergleichen lange Vorspiele erkaltet. So willig und geneigt auch ein lediges Frauenzimmer immer seyn mag, ihre Vestung zu übergeben, so schreitet sie doch nicht ohne vorhergegangene or-

 dent-

dentliche Belagerung zur Uebergabe. Die Mode verursachet es bey ihr, demjenigen den sie inniglich liebet, einen jeglichen Schritt schwer und streitig zu machen. Man muß Maschinen aufrichten, Minen graben, und Sturmleitern anlegen, ehe sie sich entweder mit Accord oder auf Gnade und Ungnade ergiebt. Ein junger Bauerkerl hingegen ist bey seiner Freyerey aller dieser Umstände überhoben. Alles geht dabey fein ordentlich und natürlich zu. Die Verliebten sind ohne Maske, Sie werden selbst mit dem Kaufe richtig, und der Vergleich wird ohne Gevollmächtigte geschlossen. Daher denn auch solche Heirathen besser gerathen, als die, so mit vieler Kunst und Vorsichtigkeit getroffen werden.

Das heisse ich erst eine rechte Ehe, wenn zwey Herzen sich aus freyem Triebe und Zuneigung mit einander vereinigen. Wenn im Gegentheil fremden Leuten die Vollmacht gelassen wird, mir eine Ehegehülfinn auszusuchen: so ist das eine Kaufmannschaft. Der Sohn eines Bauers wählt selbst, und bekömmt daher allemal eine, die seinen Augen gefällt, und die sich für ihn schickt. Der Sohn manches vornehmen Mannes hingegen, hat oft gar keinen Antheil an der Wahl seiner Braut, und bekömmt folglich keine andere Braut, als die den Freywerbern oder den Eltern ansteht. Jener spricht: Ich kannte das Mägdchen; es konnte mir dem-

nach

nach nicht fehl schlagen, es war unmöglich, daß ich hätte können betrogen werden. Dieser hingegen überläßt sich dem Willen der Eltern und muß es auf deren Kenntniß und Gutachten ankommen lassen. Er sagt: Mein Vater und meine Mutter haben beschlossen, ich soll ein Mägdchen lieben, und die Eltern der Jungfer haben gleichfalls für nützlich befunden, daß sie mich lieben soll. Dieß kann denn vielleicht noch so ziemlich ausfallen, allein dieses Vielleicht verursacht oft vieles Unheil und vermehrt die Consistorialhändel.

Man siehet hieraus deutlich, wie sehr sich diejenigen irren, welche von dem Bauerstande eine so gar schlechte und geringe Meynung hegen. Der Bauerstand hat viele Ungelegenheiten aber auch viele Vorzüge. Die Vorzüge sind groß, und es entstehen deren etliche so gar selbst aus den Ungemächlichkeiten desselben, wie denn die beständige Arbeit eines Bauers, welche man mit dem Namen einer Sklaverey beleget, ihm eine beständige Gesundheit verschaffet, da hingegen viele Häuser reicher und vornehmer Leute als Lazarethe fast angesehen werden können. Denn wenn man die Einwohner manches Landes mustern wollte, so würde man gegen einen kranken Bauer wohl fünf wohlgebohrne Krüppel finden.

13te Betrachtung.

Daß der menschliche Geschmack verderbt und zwar sehr verderbt in unsern Tagen ist, ist eine solche Wahrheit die keines Beweises braucht, weil es die tägliche Erfahrung zeigt; und welch eine Aussicht ist diese vom verderbten Geschmack, zumal da der Geschmack des Menschen mehr in der Einbildung, als in etwas Wesentlichem bestehet, mehr darinn, was ein Ding zu seyn scheinet, als was es wirklich ist. Die kleinen Kinder sind eigentlich die rechten Kenner vom Geschmack. Es ist bekannt, daß die Kinder fast insgesammt an Milch, Obst, Zucker und dergleichen Sachen ein Belieben finden, woraus man schlüssen kann, daß in solchen Sachen eine natürliche Annehmlichkeit stecke. Erwachsene Leute hingegen sind mehrentheils untüchtig, hiervon zu urtheilen, weil der Geschmack derselben durch die Gewohnheit und Einbildung so verderbt worden, daß sie eine Sache nicht nach ihrer natürlichen und innern Güte, sondern nach dem Preise schätzen, den die Thorheit anderer Leute darauf gesetzt hat. Der hohe Preis und die Seltenheit der Dinge verursachet, daß sie dasjenige geringe schätzen, was doch an sich und von Natur vor andern einen besondern Werth hat, bloß darum, weil man es ohne Mühe und Kosten haben kann; und hingegen an unnatürlichen und übelschmeckenden Dingen ein Belie-

ben

ben finden, weil dieselben theuer und nicht ohne Mühe zu erlangen sind. Denn was machts, zum Exempel, daß der von gebrannten Caffeebohnen zubereitete Trank von besserm und angenehmern Geschmack geachtet wird, als die Milch? Macht es nicht blos der Unterschied des Preises? Wenn eine Kanne Milch einen Reichsthaler kostete, und ein Pfund Cafeebohnen einen Groschen, so würde die erste auf Fürstlichen Tafeln, die andern aber nur in Strohhütten genossen werden. Alles, was aus Indien, oder aus China kömmt, das schmeckt vortrefflich. Warum? Weil zwey Jahre dazu gehören, ehe es in unsere Länder gebracht werden kann.

Livus liebet nichts Gemeines, weil ers wohlfeil haben kann.
Wenn das Wildpret theuer ist, findt er mehr Vergnügen dran.

Daher ist auch das Sprichwort entstanden: Kostet es viel, so schmeckt es desto besser. Eben wie itzt bey der Theurung viele unbesonnene Leute sagten: Das Brod schmeckt noch einmal so vortrefflich, weil es theuer ist. Man macht also nicht so wohl in Ansehung der Speisen selbst, als vielmehr nur in Ansehung des Preises der Speisen, einen so grossen Unterscheid unter dem Tische eines Reichen und eines Armen. Eigentlich aber müste man sagen: Der Arme speise am besten, der Reiche hingegen am kostbarsten. Denn wenn wir die Tafel

eines

eines Reichen ansehen, so finden wir solche mit vielerley Gerichten besetzt, woran der Mensch seine Natur hat gewöhnen müssen, weil sie kostbar und rar sind, denn der Begüterte hat sich nur an Delikatessen gewöhnet. Auf dem Tische eines Armen hingegen erblicket man nichts anders, als was der Natur gemäß und zu deren Erhaltung bequem ist und nichts von Delikatessen. Alle Gerichte, die man auf dem Tische eines Bauers findet, sind von einem natürlichen gesunden Geschmack, und man darf nur ein zartes Kind, dessen Geschmack noch nicht verwöhnet ist, einen Versuch damit machen und etwas davon kosten lassen, so wird man davon überzeuget werden.

Die Kehle eines Reichen wird durch die Mode und Gewohnheit so verderbt, daß er eine verfaulte und stinkigte Schnepfe lieber isst, als das beste und saftigste Rindfleisch und Kälberbraten, und es ist fast zu behaupten, daß, wenn ein Kuhfladen viel Geld kostete, und mit grosser Mühe und Beschwerlichkeit aus Ostindien oder aus der neuen Welt eingemacht hergeholet würde, so würde solcher unter den eingemachten Sachen auf manchen vornehmen Tafeln etwas von dem Besten seyn. Es geht mit dem Essen und Trinken eben wie mit den Moden der Kleidertrachten. Wenn ein grosser Herr anfienge auf Stelzen zu gehen, so würden andere solches bald für eine bequeme und anständige

dige Mode halten, wie man denn zu Venedig gesehen hat, daß vornehme Damen auf Stelzen über die Strassen gegangen, wobey sie sich aber doch noch auf zwo Aufwärterinnen gestützt haben. Sollten nur ein paar Vornehme bunte Haarbeutel und bunte Schuhe tragen, es würde nicht lange wären, so thäte es die halbe Stadt als eine Pariser Mode nach, denn man gewöhnet sich zu unbequemen Moden und übelschmeckenden Sachen, um nur vor dem gemeinen Volke etwas besonders zu haben, es schicke sich oder schicke sich nicht, und solche Gewohnheit wird hernach zur andern Natur, so daß einem dasjenige süsse schmeckt, was doch in der That sehr sauer und bitter ist. So schlecht vielen Mannspersonen und Frauenzimmern die aufgethürnten Haarfrisuren und entsetzlichen grossen Kopfzeuger kleiden, dennoch weil ihr Geschmack verderbt ist, gefällt ihnen solche schlechte Mode; bis sie sich beyderseits wieder besinnen, daß es eine solche Eitelkeit gewesen ist, die ihnen Geld und Mühe gekostet hat, auch die Hand des Frisirers vielmal zur Last worden ist.

Man kann demnach von der Güte einer Sache nicht nach dem Werthe urtheilen, in welchem es diese oder jene Leute halten. Ein verliebter Unbesonnener opfert seine ganze Wohlfarth für eine Jungferschaft auf, welche ein geiziger Jude für keinen Thaler an sich handeln würde, denn jener urtheilet nach seiner Lust und

Leichtsinnigkeit, dieser hingegen siehet auf den innern Werth der Sache. Was hat wohl weniger natürliche Annehmlichkeit, als der Tacksrauch? — — — — und dennoch haben sich ganze Völker dergestalt darein verliebt, daß sie fast ohne denselben nicht leben können. Der berühmte persische König Abbas suchte einmal seinen Unterthanen das Tabackrauchen abzugewöhnen; aber vergebens. Denn sie gaben alle vor, daß sie alsdenn ihres grösten Vergnügens beraubet seyn würden. Darauf lud der König etliche vornehme Perser zu einem Tabacksschmause ein, ließ aber die Pfeifen mit Gänsekoth und Kuhmist stopfen und gab vor, es wäre eine rare Sorte von Taback, welche er neulig erst verschrieben hätte. Wie nun ein jeder seine Pfeife ausgeraucht hatte, und den Taback über die massen rühmte; so entdeckte ihnen der König, aus was für Zuthaten derselbe bestünde, und zeigte ihnen alsdenn, was die Einbildung zu wirken vermögend wäre.

Man könte noch unzählige andere Dinge nennen, die von eben so widrigem Geschmacke sind, als das Tabackskraut, und welche man doch den allerschmackhaftesten Dingen vorziehet, entweder weil deren Gebrauch in der Mode ist, oder weil sie theuer, und nicht ohne Beschwerlichkeit zu bekommen sind. Einen Apfel der auf der Erde liegt, lässt man liegen, und klettert auf den Gipfel des Baums, um einen andern

dern abzubrechen, der zwar nicht so reif ist, aber doch besser schmeckt, weil es Mühe gekostet hat, ihn abzubrechen. Man darf demnach nur eine Sache hoch im Preise halten, wenn man die Erlangung derselben beschwerlich machen, und eine Begierde darnach erwecken will. Wenn man im Gegentheil die Lust der Menschen stillen will, so darf man nur den Zugang zu einer Sache leicht machen, und den Leuten einen Vorrath und Ueberfluß von den begehrten Waaren zeigen. Niemand ist weniger nach Zucker lüstern, als ein Zuckerbecker, und niemand träumt seltner von Rosinen und Mandeln, als einen Würzkrämerlehrjungen. Dieses wissen die Materialisten wohl, und deßwegen lassen sie alle ihre Kisten und Schachteln für die Diener und Lehrjungen offen stehen. Des Menschen Charakter und Neigung ist, wie in andern Sachen also auch hierinn seltsam und unbegreiflich. Unter allen meinen Freunden habe ich einen sehr lieb, welcher doch zwo Meilen von mir wohnet und wenn er noch zwo Meilen weiter weg zöge, würde ich ihn vielleicht noch heftiger lieben. Ich bin allezeit ein Liebhaber vom Caffee gewesen, finde aber itzt nicht den Geschmack daran, den ich sonst daran gefunden, da das Pfund noch zween Reichsthaler kostete. Wenn ich aber ein Regent wäre, so sollte das Pfund Caffee in meinem Lande nicht mehr, als höchstens vier Groschen kosten, oder wollten die Fremden den Caffee davor nicht in

mein

mein Land bringen, so könnten sie ihn behalten und für sich trinken, was gilts, meine Unterthanen würden nicht mehr so begierig nach Caffee thun, sondern vielleicht lieber davor eine nahrhafte Bier- oder Milchsuppe essen. Ich muß folglich daher schlüssen, daß nichts anders als die Verminderung des Preises den Abgang des Apetits verursachet habe, und daß die Lust wieder zunehmen würde, wenn die Caffeebohnen wieder in ihren vorigen Preis kämen. Warum ist es doch keine Sünde, kalt Wasser zu trinken? sagte einst ein gewisser Italiäner, ohne Zweifel in der Meynung, weil es alsdann besser schmecken würde. Auf eben diese Art könnte man sagen: Warum ist doch Milch, Butter, Erbsen, Wurzeln, Kraut und andere Bauerkost nicht theurer? Denn wenn dergleichen Dinge höher im Preise wären, (so Gott in Gnaden verhüten wolle,) so würde man deren Annehmlichkeit und natürlichen guten Geschmack erst recht inne werden, und hochschätzen.

14te Betrachtung.

Was soll ich für eine Frau nehmen? — — — — Eine wichtige Frage, die mit vieler Behutsamkeit zu beantworten ist. Jener gründliche Gelehrte antwortet hierauf also: Du fragest mich, mein

Freund,

Freund, wie dasjenige Frauenzimmer beschaffen seyn soll, daß du oder ich mir zur Frau wünschen wollte. Ich wünsche mir keine Frau, die gar zu wild und eigensinnig, aber auch keine, die gar zu willfährig ist, denn die erste könnte für meinen Rücken gefährlich seyn, und die andre auf eine andre Manier ausschweifen. Ich wollte nicht, daß meine Frau zu garstig aussähe, aber auch nicht, daß sie zu schön wäre; denn vor der häßlichen möchte ich einen Abscheu kriegen, und die Schöne möchte meiner überdrüßig werden. Meine Frau müßte nicht allzureich, aber auch nicht zu sehr arm seyn, denn die erste könte mir zu mächtig und herrschsüchtig werden, die andere aber möchte mir zur Last gereichen. Meine künftige Gehülfinn müsse nicht zu ernsthaft, aber auch nicht zu leichtsinnig seyn; denn was gar zu leicht ist, das beschwert und drückt eben so sehr, als das, was gar zu schwer ist. Meine künftige Frau muß nicht allzufruchtbar, aber auch nicht gar zu unfruchtbar seyn, denn jene würde meinem Beutel Schaden, diese aber meinen ehrlichen Namen Abbruch thun, und Anlaß geben, an meiner Mannheit und Tüchtigkeit zu zweifeln. Ich verlange keine Frau zu haben, die gar zu klug, aber auch keine, die gar zu einfältig ist, denn die erste würde herrschen und regieren wollen, und die andere würde schwer zu regieren seyn. Kurz, ich will eine solche Frau haben, die

schwerlich anzutreffen seyn wird, das ist: ich will gar nicht heyrathen.

Nun, mein Freund, nun können Sie machen, was Sie wollen, ich lasse Ihnen ihren freyen Willen. — — — — — Sie müssen eben daraus nicht schlüssen, daß ich mir nichts aus dem schönen Geschlechte mache. Nein, ein jeder kann heirathen, oder ledig bleiben, ich sage nur, daß man beym Verehlichen vieles überlegen muß, damit man den Inhalt dieses Verses nicht zu spät überlege:

Menschen, denkt doch, wie viel Gaben,
Will denn nicht der Hausstand haben.

Ich erzähle nur, was mich bewogen, ledig zu bleiben. In dem Alter von vierzig und funfzig Jahren war ich nicht vermögend, eine Frau zu ernähren, und seit der Zeit habe ich mich nicht in den Ehestand gewaget. Damals befürchtete ich, ich möchte in Armut und Mangel gerathen, und was ist betrübters als ein armer Hausarmer mit Frau und Kindern ohne Einnahme zu leben, und nunmehro sorge ich, daß mich eine Frau lieben möchte. Es ist mir folglich eben so gegangen, als jenem Weltweisen, der auf die ihm öfters gegebene Erinnerung, sich in den Ehestand zu begeben, eine lange Zeit nichts anders antwortete, als, es wäre noch

zu früh, nachmals aber sich beständig damit entschuldigte, daß es zu spät wäre.

Ich halte es für eine Pflicht eines jeglichen Menschen, sich zu verheirathen. Allein die Gewohnheiten des Landes, verbieten es einem oft, solcher Pflicht nachzuleben. Frau und Kinder sind bey gegenwärtigen nahrlosen und theuern Zeiten ein kostbarer Hausrath, und unter den Worten eine anständige Haushaltung zu führen, sind viele Dinge begriffen. Die Hälfte der Freyer kann man als Freybeuter ansehen, die alle Gegenden durchstreichen um eine alte reiche Wittwe wegzuschnappen, mit dero Person nicht so wohl, als vielmehr mit ihrem Gelde und Mitteln, Schuldverschreibungen und Einkünften sie sich eigentlich verloben. Arme Jungfern hingegen bleiben bey ihrer Tugend und Schönheit immer sitzen, und können sich wenig Hofnung zur Beförderung machen.

Doch diese angeführten Schwierigkeiten sind eben nicht die Hauptursachen gewesen, wodurch ich bewogen worden, im ledigen Stande zu bleiben. Eine besondere natürliche Zärtlichkeit und Delikatesse hat mich dazu verurtheilt, mir keine Frau zu nehmen, und ich habe mich, nach genauer Untersuchung und Ueberlegung, nicht stark genug befunden, gewisse Ungemächlichkeiten, die der Ehestand mit sich führet, zu überwinden. Ich erinnere mich, daß mich einst

eine gewisse vornehme Frau fragte, ob ich denn des vesten Entschlusses wäre, mich gar nicht zu verheirathen? Ich antwortete, daß ich es zwar nicht verredet hätte, es stünden mir aber viele Dinge vor Augen, die mich davon zurück hielten. Die Dame sagte, daß die Unbequemlichkeiten, so mit dem Ehestande verknüpft wären, von den Vortheilen und Gemächlichkeiten, desselben weit überwogen würden. Eine sinnreiche Frau könne die Last des Mannes in vielen Stücken erleichtern, und zuweilen wohl ganz allein auf sich nehmen. Hierauf fieng Sie an, mir unterschiedliche Vortheile herzurechnen, die der Ehestand mit sich führet. Ich antwortete darauf: Ein Mann der nahe an sechzig Jahren empfinde blos die Ungemächlichkeiten, und könne die Vortheile und Bequemlichkeiten des Ehestandes, weder erkennen noch nützen.

So sagen Sie mir denn, fuhr sie fort, was das für Ungelegenheiten seyn, wovor Sie sich so sehr fürchten? Darauf fragte ich dieselbe, ob sie nicht im Schlafe schnarchte? Und da sie solches bejahete, sagte ich, eine solche Kleinigkeit wäre schon eine zureichende Ursache für mich, auf eine Ehescheidung zu dringen. Worauf ich meiner Wege gieng, und sie in einem heftigen Gelächter zurücke ließ.

15te Betrachtung.

Jene alte Philosophen, die man Stoiker nennte, gaben vor, daß ein weiser Mann auch ein reicher Mann sey. Allein, wenn dieses Vorgeben richtig wäre, so könnte damit mehr angezeiget werden, was ein weiser Mann seyn sollte, als was er wirklich ist, und wofür er angesehen wird. Denn man siehet, daß Weisheit und verächtliche Armut oft beysammen wohnen, und daß eine solche Menge von weisen und vernünftigen Bettlern in der Welt sey, daß man von denselben die fünfte Monarchie aufrichten könnte. Soll man nach der Erfahrung, in unsern Tagen, urtheilen, so muß man vielmehr so sagen; Daß ein reicher Mann ein weiser Mann sey. Denn wer bemittelt und zugleich mildthätig ist, der ist fast Alles. Er ist weise, gelehrt, beredt, artig, höflich, aufrichtig, hochedelgebohren, wohlgebohren, eine Zierde der Zeit, mit einem Wort, er ist Alles.

Ein solcher wohlhabender Mann, der Gastgebote hält und seine Gäste bewirthet, ist in ihrer Gesellschaft der Gelehrteste. So lange die Mahlzeit währt, richtet man sich im Reden blos nach ihm, und er unterhält vornehmlich das Gespräch. Die dankbaren und lustigen Gäste lassen ihm die Ehre, den Anfang mit

Reden zu machen, und auch das letzte Wort zu behalten. Ein solcher bemittelter Herr hat gemeiniglich Freiheit, solche Materien zum Gespräch zu wählen, die er am besten verstehet, welches ihm zum grossen Vortheil dient, und einem Halbgelehrten das Ansehen zu Wege bringen kann, als ob er ein starker Gelehrter wäre. Er fängt demnach an zu reden, wovon er will, er redet ohne die geringste Widerrede fort, und thut den Ausspruch in dem, was etwa die aufgeräumten Gäste dazu sagen.

Weil diese dem mildthätigen Herrn, der sie bewirthet, verbunden sind, so sind sie wie die Wettergläser, sie sinken und steigen, sie schweigen und reden, nachdem es die äussern Umstände mit sich bringen. Sie trauen sich nicht zu widersprechen und halten es dem Wohlstande nicht gemäß, ohne Veranlassung eine Materie auf die Bahn zu bringen. Und fängt jemand von einer Materie zu reden an, worinn er vor andern wohl zu Hause ist, so steht es bey dem freundlichen und gütigen Herrn Wirth, das Gespräch so oft es ihm beliebt, zu unterbrechen, oder demselben gar ein Ende zu machen. Denn so bald er ein Wort darzwischen redet, sind aller Augen und Ohren auf ihn gerichtet, und es steht ihm frey, gleich ohne alle Veranlassung von einer andern Sache zu reden, und aller Aufmerksamkeit an sich zu ziehen. Er ist demnach das grosse Rad in dem Gespräche, wornach sich alles her-

herumdrehet. Mancher ist demnach nirgend gelehrt und vernünftig, als nur an seiner eigenen Tafel.

An manchen Orten hat ein Präsident in einem Gerichte gemeiniglich zwo bis drey Stimmen, ob er gleich nicht besser stimmet, als die übrigen Beysitzer, allein die Stelle und der obere Theil des Tisches, wo er sitzet, machen seine Reden kräftig, und geben seinen Worten ein doppelt Gewichte. Sprecht nur einmal mit ihm an einem andern Orte, ihr werdet finden, daß es nicht sein Kopf oder Verstand, sondern der Stuhl sey, worauf er sitzet, welcher seine Stimme so wichtig und gültig macht, als zwo oder drey andere. Es ist demnach nur der Stuhl, der vernünftig ist, nicht aber mancher Richter. Dieses haben auch die Leute angemerkt, und daher geschiehet es, daß sie, wenn sie eine Rechtssache haben, und sich etwa einen Schiedsrichter erwählen, sich nicht eben nach einem solchen umsehen, der ein grosser Rechtsgelehrter ist, sondern der die vornehmste Ehrenstelle bekleidet, nicht nach einem solchen, der am meisten Verstand hat, sondern, der von Geburt am vornehmsten ist, oder den höchsten Charakter, folglich die grösste Macht in Händen hat, weil sie aus der Erfahrung wissen, daß die Stimme eines solchen Herrn von besonderer Wichtigkeit und daß ein vornehmer und mächtiger Mann allezeit ein weiser Mann sey. So wie man

Sprichwortsweise sagt: **Wenn Gold und Geld zu reden anfangen, so muß der Arme gleich schweigen.**

Wenn man dieses reiflich in Betracht ziehet, so lässt es sich gar leicht begreifen, warum derjenige so den Schmaus giebt, der gelehrteste unter der Tischgesellschaft sey. Denn indem ein solcher fast ganz allein redet, und sich die andern in ihrem Reden nach ihm richten, er auch vorher sich auf das bedenken kann, was er reden will, so kann man ihn ansehen als einen Bewaffneten unter Wehrlosen, oder als einen solchen, der auf einem hohen und vortheilhaften Orte stehet, von welchem herab er sicher ist. Ich habe selbst oft Leute bewundert, die sich in solchen Umständen befunden, hernach aber habe ich freylich gesehen, wie es mit ihrer Gelehrsamkeit beschaffen war, und daß mit der Veränderung des Platzes auch alle ihre Weisheit und Geschicklichkeit sie verlassen. Derjenige ist nicht gelehrt, der da redet, was er will; sondern derjenige heisst erst recht gründlich gelehrt, der gelehrt redet und antwortet, wenn er befraget wird, denn ein Gelehrter heisst nichts anders als **ein solcher Mann, der von allen Sachen,** so viel es die menschliche Schwachheit vergönnet, **eine gründliche Erkenntniß hat.** Man kann deswegen von den Predigten manches Predigers, oder von den Vorlesungen manches Professors keinen Schluß auf ihre Gelehrsamkeit machen,

chen, weil sie reden was sie wollen, und sie Niemand in der Rede unterbrechen kann, lasst sie einmal von der Kanzel und dem Lehrstuhl herunter steigen und auf etliche ihnen vorgelegte Fragen antworten, so wird es sich erst recht zeigen, was sie gelernet haben.

Unterschiedliche Halbgelehrte wissen sich dieses vortrefflich zu Nutze zu machen, und gleichwie kluge Generals und Feldherren sich nach vortheilhaften und bequemen Plätzen umsehen, oder wie erfahrne Schifsbefehlshaber den Wind zu gewinnen suchen, ehe sie sich in ein Seetreffen einlassen; so lassen sich auch jene nirgend anders, als bey vortheilhaften Gelegenheiten hören. Sie reden niemals von gelehrten Sachen, ausser wo sie Gelegenheit haben, allein zu reden, und an einem Orte sind, wo sie keine Einwürfe und Fragen befürchten dürfen. Es haben sich unterschiedliche bey einer mäßigen Wissenschaft hierdurch den Namen erworben, als ob sie rechte Einsichtsvolle Gelehrte wären. Ich sage unterschiedliche, denn manche verstehen die Kunst nicht, mit geringen Unkosten den Ruhm einer grossen Gelehrsamkeit zu erlangen.

Da nun der ganze Vortheil, den die Gelehrsamkeit in unsern Zeiten zuwege bringt, fast allein in dem blossen Ruhm und Namen bestehet, so wäre es rathsam, daß man der Jugend in Schulen, statt sie mit vielen Regeln zu plagen, die Kunst

 bey-

beybrächte, wie sie bey ganz mäßiger Gelehrsamkeit grundgelehrt werden könnten. Denn was hilft es, gelehrt zu seyn, wenn man nicht für gelehrt angesehen wird? Und was schadet es, unwissend zu seyn, wenn man sich bey dieser Unwissenheit den Ruhm einer grossen Wissenschaft erwerben kann? Sonst sagte man: Ich will lieber in der That gelehrt seyn, als nur das Ansehen haben, als ob ich gelehrt wäre, Malo esse, quam videri, aber das ist itzo nicht mehr Mode, und daher nur von geringem Nutzen.

Junge Leute müssen vornehmlich in demjenigen unterrichtet werden, wovon sie mit der Zeit Nutzen und Vortheil haben können. In unsern Tagen kommt einem die alte Erinnerung zu statten.

Dein Wissen hilft dich nichts, wenn nicht ein jeder weiß,
Daß du so weise bist.

Eine der vornehmsten Regeln in Schulen müsste also diese seyn, nur alles obenhin zu lernen, dahin aber mit Fleiß sich zu bestreben, daß man das Ansehen erhalte, als ob man gelehrt sey, ob man gleich nicht viel gelernet, welches geschehen kann, wenn man nur nach obgemeldter Vorschrift verfährt, nehmlich, daß man, wenn man von gelehrten Sachen reden will, Zeit, Ort und Personen, wann, wo und mit welchen man redet, genau un=

unterscheidet, und wohl zusiehet, daß man das Wort alleine habe, und keine Einwürfe und Fragen besorgen dürfe. Und in diesen Umständen befindet man sich, wenn man entweder Gelegenheit haben kann, auf einem Lehrstuhle zu reden, wo man einem ohne Beleidigung des Wohlstandes keine Einwürfe machen kann, oder wenn man mit keinem andern von gelehrten Sachen redet, als mit Geringen oder mit seinen Clienten, oder, wenn man ja so beherzt ist, sich mit seines Gleichen in gelehrte Gespräche einzulassen, solches nur zu gelegner Zeit thut, nämlich wenn man sie zu Gaste hat, und in dieser Absicht befugt und berechtiget ist, so lange die Mahlzeit währet, das Wort alleine zu führen.

Diesen Vorschriften könnte man noch folgende, als eine Hauptregel, beyfügen, wobey sich manche trefflich wohl befunden haben, nämlich alles bey Seite zu setzen, und sich nur auf gewisse Materien zu legen, wovon man eben zu der Zeit in allen Gesellschaften zu reden pflegt. Zu dem Ende müsste man, zum Exempel, die Zeitungen fleißig lesen, und sich alle Posttage in solchen Gesellschaften mit einfinden; wo man gewiß wüßte, daß von solchen Materien am meisten geredet würde: ferner, wenn sich ein Komet sehen lässt, und alsdenn, wie vermuthlich, in der ganzen Stadt von nichts anders gesprochen wird: so müsste man gleich etwas von der Beschaffenheit der Kometen lesen, und solches in Gesellschaften anzubringen suchen,

so lange der Komet der Innhalt der Gespräche ist, und bis andere Zufälle, als Theurung, Krieg, grosse Sonnen- und Mondfinsternisse, Wasserfluthen und dergleichen Landstrafen die vornehmste Materie zu den Unterredungen hergeben, da man denn gleichfalls sich von den Ursachen und Eigenschaften solcher Dinge etwas bekannt machen müßte. Ich habe unterschiedliche Leute gekannt, die durch dieses Mittel einen solchen Ruhm der Gelehrsamkeit erlanget haben, daß man es für eine Verleumdung und Mißgunst aufgenommen, wenn man etwa daran zweifeln wollen. Dieses sollten sich also die Lehrer in den Schulen merken, so würde der Fußsteig auf den Musenberg nicht so weit und so beschwerlich seyn, als er itzo gemacht wird.

Was nutzt es vieles zu wissen, wenn man nicht so geschickt ist, es in Gesellschaften anzubringen. Jener gereisete Herr wußte von nichts anders zu reden als von seiner Reise, von den sieben Churfürsten, vom dreyßigjährigen Kriege und von den Türken, er wußte es aber vortrefflich an den Mann zu bringen. Es mochte sich ein Gespräch anfangen, wie es wollte, es mochte in einer Gesellschaft eine Materie aufs Tapet gebracht werden, welche da wollte, er wußte es immer so herum zu bringen, daß sich die Unterredung allezeit mit einem von diesen vier Dingen endigte, und ihn daher das gemeine Volk für einen sehr gelehrten und erfahrnen Mann ansahe. Dieses geheime

Kunst-

Kunststück wissen auch diejenigen, die aus den alten griechischen und lateinischen Schriftstellern und Poeten ein Haufen Sentenzen auswendig lernen, und hernach bey aller Gelegenheit damit um sich werfen.

Man könnte noch unterschiedliche andere kurze und vortheilhafte Wege zur Gelehrsamkeit zeigen, aber was nutzet es, wenn Niemand dieselben betreten will. Schullehrer und Hofmeister bleiben bey ihrem alten Schlendrian, und sind nicht davon abzubringen, ob sie gleich aus der täglichen Erfahrung längst wissen sollten, daß man nicht durch viele Belesenheit, sondern durch die Geschicklichkeit, ein bischen Wissenschaften vortheilhaft an Mann zu bringen, sich in das Ansehen setzen kann, als ob man ein sehr grosser Gelehrter sey. Ich erinnere mich, daß einer meiner Lehrer mir und einem jeden, der aus seiner Schule Abschied nahm, diese Haupterinnerung mit gab: Ließ die Zeitungen fleißig. Und es scheinet, er habe dasjenige, was ich hier ausgeführt habe, bey dieser Erinnerung zum Augenmerk gehabt.

Der selige Gellert rieth auch einmal einem der da meinte, er wüßte schon alles, hätte schon alles gelesen und wäre ihm weiter etwas zu lesen nichts übrig, er sollte nur die gedruckten und geschriebenen Zeitungen lesen, so würde er noch vieles lernen können. Doch dieses war eine sehr feine Satyre, mit welcher er diesem eingebildeten

und

und alles wissenden Gelehrten, der doch nur ein Gelehrter in der Einbildung war deutlich genug zu verstehen gab, wie sehr er sich irrete, und daß die gelehrtesten Männer einräumten, sie wüßten bey allem ihren gelehrten Wissen, sehr wenig, oder nur so viel, daß es ihnen dadurch mehr als zu deutlich würde, wie unvollkommen ihre Gelehrsamkeit noch wäre.

Ich lebte auch seiner Ermahnung treulich nach, und kam dadurch bey dem gemeinen Volke in den Ruf, daß ich ein grosser Staatsmann wäre, und dieser mein Ruhm währte so lange, bis ich anfing, mich auf die so genannten ernsthaftern und gründlichern Wissenschaften zu legen. Denn da ich vorher an den Posttagen als ein Staatslexikon war zu Rathe gezogen worden, so ward ich nunmehro als ein Mann angesehen, der nicht viel zu bedeuten hätte; ja der grosse Ruhm meiner Staatswissenschaft nahm nach und nach dergestalt ab, daß man mich auch unter reichen Bürgern, die von Staatssachen zu reden sich klug dünketen, nicht mehr für voll ansahe. Und das nicht ohne Ursache. Denn zuvor hatte ich an den Posttagen das Wort immer allein geführet, und nun mußte ich stillschweigend anhören, wie Bürger, Pachter, Krüger, Ausreiter und Schreiber, welche itzt gemeiniglich durch das fleißige Zeitungslesen die grösten Staatsverständigen, und so zu reden die lebendige Staatskunde des Landes geworden, Könige und Fürsten tadelten, Regenten lobten,

lobten, Generals durchzogen und über Bündnisse und Friedenstractaten Anmerkungen machten. Und eben so stehet es noch mit mir. Ich gehe itzo alle Staatsversammlungen vorbey und beschäftige mich nur mit solchen Aussichten in diese Welt, wie meine Leser hier lesen können.

16te Betrachtung.

Wenn man im Gebeth vor Gott tritt, so muß es bußfertig und gläubig und mit der möglichsten Ehrerbietung geschehen, und muß so wohl in Worten als Geberden die geziemende Anständigkeit beobachtet werden. Mit einem Worte, ein gläubiger Christ redet mit Gott als seinen versöhnten Vater wie ein frommes Kind mit seinem lieben Vater; nehmlich bußfertig, gläubig, demüthig und voller Ehrfurcht.

Da nun dieser Satz, welcher an sich selbst ganz richtig und mit der reinen Lehre nach der heiligen Schrift übereinstimmend ist, so hat mir dieser Satz zugleich Anlaß gegeben, die gewöhnlichen Gebethe so wohl ihrem Inhalt, als ihrer äussern Einrichtung nach zu prüfen; und da habe ich unterschiedliches bemerkt, welches, meines Erachtens, wohl einer Verbesserung bedürfte. Man muß nicht meynen, als ob ich die vortrefflichen schönen Gesänge und den

Gebrauch derselben, schlechterdings verwerfe. Das thue ich nicht, und das habe ich nie gethan. Leute die mich dessen beschuldigen irren sich und lesen meine Schriften ohne Aufmerksamkeit. Ich bin der Meynung, daß man mit aller geziemenden Anständigkeit so wohl Gesangsweise, als mit musikalischen Instrumenten, ein **Herr Gott dich loben wir**, oder ein Danklied für einen erhaltnen Sieg anstimmen könne. Ich erinnere nur beyläufig eines und das andere, und zwar insonderheit, was die gewöhnlichen Bußgebete oder solche Gebethe betrifft, darinn man sich entweder Gnade von Gott erbittet, oder seine Ungnade verbittet. Von dergleichen Gebethen oder demüthigen Bitten sage ich, daß ich glaube, es sey natürlicher, wenn man solche Gott schlechtweg und nicht singend, lieber mit Seufzen als in gekünstelten Tönen und Trillern vortrüge. Diejenigen nun, welche dergleichen Anmerkungen und Erinnerungen für ketzerisch ausschreyen, dehnen die Religion zu weit aus, und machen mehrere Glaubensartickel, als wirklich sind, oder seyn sollten. Sie halten es ja selbst für etwas unanständiges, daß ein Bittender sein Anliegen einem grossen Regenten Gesangsweise vortrage; und doch meynen sie, daß es sich im Gebeth zu Gott ganz wohl schicke. Ich kann dieses mit einer Begebenheit erläutern, die sich zugetragen hat. Es war in dem Hause eines vornehmen Herrn ein gewisser Kammerdiener, welcher

eben diese Meynung hatte, die ich habe, und deswegen etlichemal von dem Pagenhofmeister hart angelassen wurde, weil er der Hofmeister, das Singen für ein wesentliches Stück der Religion, und für einen Glaubensartickel hielt, und in dieser Absicht den Kammerdiener, als einen liederlichen und ruchlosen Menschen ansahe, weil er das Gegentheil behauptete. Als nun der Kammerdiener einsmals des Morgens ein Gewerbe an den Hofmeister hatte, brachte er dasselbe folgendermassen singend an:

Guten Morgen, Herr Hofmeister, die Pagen
wollen Stiefeln han,
Und wenn sie die nicht kriegen: so müssen sie
barfuß gahn;
Ich bitte demüthiglich.

Der Hofmeister wollte darüber aus der Haut fahren, und fragte, ob er toll wäre? Jener aber antwortete ganz gelassen: Der Herr Hofmeister kann es nicht leiden, aber unser Herr Gott muß es für lieb nehmen. Da sahe sich der Hofmeister durch seine eigne Beurtheilung geschlagen, und kam auf die Gedanken, daß die Meynung des andern doch wohl einigermassen Grund haben möchte.

Daß das geistliche Liedersingen, so wohl bey dem besondern als öffentlichen und gemeinschaftlichen Gottesdienst nicht nur zuläßig, anständig und erbaulich, sondern auch höchst vor-

theilhaft sey, und, nach vorausgesetzter Gottgefälligen Gemüthsfassung der Singenden, mit vielfältigen Segen begleitet werde, ist itzo zu erweisen meines Thuns nicht, da ich mich auf unterschiedliche Schriften gelehrter und christlicher Männer berufen kann, die mich dieser Mühe überheben.

Ich treibe die Sache nicht so weit, als dieser Kammerdiener; sondern ich sage nur, daß es mich anständiger zu seyn dünkt, wenn man um Vergebung der Sünden bittet, daß solches seufzend und nicht singend geschehe. Was ich mich aber zu tadeln unterstehe, das sind gewisse Melodien, welche sich besser zu Tanzliedern, als zu Kirchengesängen schicken. Auch das kann ich nicht billigen, daß man in Kirchengesängen bisweilen ein und eben dasselbe Wort durch zehn und mehrere ganz unterschiedene Noten dehnet, zumal wenn auf demselben Worte kein besonderer Nachdruck lieget. Zum Exempel: man ziehet in dem gewöhnlichen Kirchengesange: **Wir glauben**, das Wörtlein **Wir** so lang und durch so viel unterschiedliche Töne, daß es eben so viel Tacte als ein halber Vers wegnimmt. Wenn also jemand drey oder vier Tacte gesungen hätte, und würde dann durch einen Zufall verhindert, weiter zu singen, so hätte er in der ganzen Zeit nichts mehr als das Wörtchen **Wir** gesagt. Meines Erachtens wäre es besser, wenn man auf jedes Wort

oder

oder auf jede Sylbe ihren gewöhnlichen Ton legte. So machten es die Alten, und so ist es auch in Recitativen noch gebräuchlich, in welchen der Gesang ein Gesang bleibet, doch aber der ordentlichen Rede näher kömmt.

Mich deucht, diese und dergleichen Anmerkungen könne jemand machen, ohne, daß man ihn deswegen der Heterodoxie, oder einer unrichtigen Lehre beschuldigen dürfe. Denn dieses sind Dinge, die ohne den geringsten Nachtheil der Religion getadelt oder vertheidiget werden können. Die übrigen Anmerkungen, die ich über das Beten und Singen anstelle, wollen ebenfalls nichts mehr sagen. Ich rede, zum Exempel, gegen die Gewohnheit, zugleich zu bethen und zu arbeiten, als gegen eine unanständige Gewohnheit, theils, weil die Ehrerbietung, die wir Gott schuldig sind, erfordert, daß wir alles an die Seite setzen, wenn wir als Hülfsbedürftige und Hülfsbegierige vor Gott treten, theils auch, weil die Aufmerksamkeit, womit wir auf unsre Arbeit geheftet sind, der Andacht sehr nachtheilig ist. Denn ein wahres Gebeth muß nothwendig mit einer Sammlung unseres Gemüths und aller unserer Gedanken verrichtet werden. Daher heisst es auch: **andächtig bethen ist schwerer als arbeiten.** Ich spreche aber deswegen solchen Gebethen, die man bey seiner Arbeit zu Gott schickt, nicht allen Nutzen und nicht alle Erhörlichkeit ab.

 Ich

Ich sage nur, es gezieme sich besser, und sey der Ehrerbietung gegen Gott weit gemässer gehandelt, wenn man, während daß man bethet, alle weltliche Geschäfte bey Seite setzet. Aber das Herz habe ich doch, daß ich die Andacht gewisser Weiber für unnütze erkläre, welche bey ihrem Spinnrocken wechselsweise schwatzen und singen. Denn ich sehe dieses eben so wenig für ein Gebeth an, als das, wenn manche Leute aus Gewohnheit, wenn sie sich des Morgens, beym Aufwachen, dehnen, den Seufzer: Herr Gott! dabey sagen. Denn solche Gebethe sind mit keiner Andacht und Erhebung des Herzens verbunden, sondern geschehen nur so oben hin, und daher wird sie auch Gott nur so oben hin erhören.

Am strafbarsten ist aber wohl die Andacht derjenigen Menschen, welche zugleich bethen und sündigen. Denn mancher Schneider wirft von seines Nächsten Tuche eine Elle hinter die Hölle, und singet dabey aus vollem Halse: Aus meines Herzens Grunde, sag ich dir Lob und Dank. Mancher Müller entwendet unterdessen mit der Hand, da er Gott mit dem Munde lobet. Es heisst: **mancher.** Es dürfen sichs daher nicht alle Schneider und Müller annehmen, sondern nur diejenigen, die so unartig leben; und ihren Wandel nicht tugendlich führen, sondern ihren Nächsten bevortheilen. Die Königinn von Navarra, Margaretha,

retha, erzehlet von einem jungen Prinzen, daß derselbe niemals seine Maitresse besucht habe, ohne in einer Kirche, wo sein Weg vorbey gegangen, so wohl auf dem Hin- als Herwege, sein Gebeth zu verrichten, und sie gesteht daher, daß dieser Prinz ein gottesfürchtiger junger Herr gewesen sey. Allein dieß will nichts anders sagen, als daß er die Geschicklichkeit gehabt habe, zugleich zu bethen und zu sündigen. Der Herr behüte alle Menschen vor einer solchen strafbaren Andacht, und lasse einen jeden solche Unart abstellen und hinfort aufheben heilige Hände; damit eines jeden Gläubigen Gebeth als ein angenehmer Weihrauch gen Himmel steige und man erhörlich bethe.

Ich kann auch nicht bergen, daß ich etliche gemeine und niedrige Redensarten in den gewöhnlichen Gebethen gern geändert sähe, ob ich solche gleich nicht eben gänzlich tadeln und verwerfen kann, weil man sich dabey auf die Exempel grosser Heiligen berufen kann, die auch dergleichen gebraucht haben. Ich sage nur, daß ich mich an gewissen Redensarten stosse, weil sie in meinen Ohren etwas hart klingen. Zum Exempel, wenn ich jemand für kranke Personen bethen höre, und er bedienet sich des gewöhnlichen Ausdrucks: Mache du selbst ihr Bette: so wünschte ich lieber, daß man etwa auf diese Art bethete; Wirf einen Gnadenstral

auf sie herab, und erquicke sie dadurch auf ihrem Krankenbette.

Ich tadle und verwerfe auch die gewöhnlichen Gebethe nicht, in welchen man um Regen, Sonnenschein, guten Wind, schöne Witterung und dergleichen besondere Dinge bittet. So viel aber muß ich sagen, wenn es mir aufgetragen würde, Gebethe aufzusetzen; so würde ich dieselben lieber in allgemeinen Ausdrücken verfassen, und nicht zu so ganz besondern Bitten schreiten; und dieses zwar aus unterschiedlichen Ursachen. Erstlich, weil dasjenige, was mir itzo nützlich ist, meinem Nächsten zu eben der Zeit schädlich seyn kann. Eben der Sonnenschein oder Regen, welcher meinen Acker erquicket und fruchtbar machet, kann eines andern seinem Acker höchst nachtheilig werden. Und eben der Wind, der mein Schiff forttreibet, kann viele andere Schiffe in ihrem Laufe zurück halten, oder an gefährliche Klippen oder Sandbänke werfen. Zweytens, weil ich gemerkt habe, daß solches unter dem gemeinen Volke, zu einem gewissen Aberglauben Gelegenheit gegeben. Denn wann der eine Prediger ohne Wirkung um Regen oder Sonnenschein bittet; es erfolget aber das Verlangte auf eines andern Predigers sein Gebeth, so sprechen die gemeinen Leute sehr oft: Es ist doch ein grosser Unterscheid, wenn Herr Jonathan und wenn Herr Jacob bittet; da doch beyde Männer

ner gleich fromm sind und mit gleicher Andacht bethen können. Man hat in einem gewissen Lande die Gewohnheit, nicht für sich selbst, sondern nur für den König und das Land zu bitten, indem man daselbst glaubt, daß zwischen dem Könige und den Unterthanen eine so genaue Vereinigung und Verbindung sey, daß die Wohlfarth des einen mit der Glückseligkeit der andern unzertrennlich verbunden seyn müsste. Wenn es, sage ich, mir aufgetragen würde, solche Gebethsformen aufzusetzen, so würde ich nur überhaupt um die Fruchtbarkeit der Erde bitten, oder, welches noch sicherer wäre, ich würde Gott anrufen, er wolle uns das geben, was uns am dienstlichsten und erspießlichsten sey, ich würde dabey das vernünftige Gebeth des Agurs zum Muster nehmen, welches man Sprüchwörter Salomonis am 30, Vers 7. 8. 9. findet und nachlesen kann. Zweyerley bitte ich von Dir — — —.

Man findet, daß auch so gar die Heiden solche Gebethe für die besten angesehen, und mit ihrem Beyspiele angepriesen haben. Johannes Damascenus bezeuget, daß die Pädalier, eine indianische Nation, sich von Gott nichts als Gerechtigkeit ausbäten. Apollonius von Tyana ist der Meynung, daß das Gebeth nur so eingerichtet seyn müsse: Gieb mir, o Herr, was mir dienlich ist. Sokrates rühmt folgendes Gebeth, so er in einem alten heidnischen

Poeten angetroffen: O Jupiter, verleihe uns alles Gute, wir mögen darum bitten oder nicht, das Böse aber und was uns schädlich ist, schicke uns nicht zu, wenn wir es uns auch gleich erbitten sollten. So betheten Heiden.

Unsere christliche Religion ist an sich selbst erweislich genug, und bedarf nicht, daß sie erst aus der Erlangung zeitlicher Dinge, um welche wir bitten, oder aus der Erhörung des Gebeths um irdische Güter, eine Bestätigung erhalte. Diese Einbildung ziehet oft den Schaden nach sich, daß der Glaube der gemeinen Leute einen heftigen Anstoß leidet, wenn nämlich dasjenige nicht erfolget, warum man gebethen hat. Denn sie lassen sich mit der Erklärung, die man ihnen in solchem Fall zu geben pflegt, daß nämlich das Gebeth ihrer Sünden wegen keine Erhörung habe, nicht allezeit so schlechterdings abweisen. Indessen unterstehe ich mich doch eben nicht, die gewöhnlichen Gebethsformulare für überflüßig auszugeben, ich eröffne nur freymüthig meine Gedanken darüber, und diese unterwerfe ich der Beurtheilung aller vernünftigen Leser, lasse mich auch gerne belehren, wo ich gefehlet haben sollte.

Mit eben solcher Einschränkung und Behutsamkeit rede ich von den Lobgesängen, welche wegen eines über die Feinde erhaltnen Sie-

ges

ges pflegen angestimmt zu werden. Ich will das eben nicht gänzlich mißbilligen, ob ich gleich nicht leugnen kann, daß mir ein solcher Gottesdienst anstößig zu seyn scheinet, zumal, wenn man bey allen Zufällen, sowohl in Kriegen, da man selbst der angreifende Theil ist, als in Kriegen, die man zu seiner Vertheidigung führet, solche Danklieder singen lässt. Denn solche Gebethe und Lobgesänge kommen mir eben so vor, als die Gebethe derjenigen, welche sich sehr andächtig zu einem Zweykampf zubereiten, und Gott alsdenn eine Danksagung dafür abstatten, wenn sie ihren Gegner erleget haben. Mich deucht, man gehe sicherer, und handele christlicher, wenn man Gott bittet, daß er die Herzen unserer Feinde zum Frieden und zur Verträglichkeit lenken wolle, als wenn man ihn um Sieg über die Feinde anrufet, welcher doch nie ohne Blutvergiessen erhalten werden kann. Und wenn man den Sieg erlangt hat, so deucht mich, habe man mehr Ursache, Trauerkleider anzulegen, als über einen solchen Vortheil zu jauchzen und zu triumphiren. Man bethet und fluchet zugleich, wenn man um seines Feindes Untergang bittet.

Wenn ich die Ehre hätte, ein Predigtamt zu bekleiden: so würde ich auch nur selten von dem Teufel reden, sondern die Schuld der Sünden und des Bösen insgemein dem Menschen selbst beymessen. Denn wenn man bey

aller Gelegenheit die Schuld auf den Teufel schiebt, so ist das fast nichts anders, als ob man sich selbst frey sprechen und weiß brennen wollte. Es zweifelt freylich niemand daran, daß der Teufel ein Schalk und ein listiger abgefallener Engel sey, allein man kann auch, dem Teufel Unrecht thun. Man hat zureichende Ursache, zu zweifeln, daß dergleichen Entschuldigung vor Gott gelten werde. Man siehet, daß auch weltliche Richter ihre Urtheile blos aus diesem Grunde nicht mildern. Sie lassen einen Missethäter die Schuld immer auf den Satan schieben, daß er von ihm sey verführet worden, und bestrafen ihn doch nach Urtheil und Recht.

Endlich findet man Menschen in der Welt, die, wenn sie bethen oder singen, es sey zu Hause oder in der Kirche, ihre Stimme so laut und so hoch erheben, gleich als ob ihnen bange wäre, daß Gott sie sonst nicht hören könne, da sie doch wissen sollten, daß auch das stillste Gebeth des Herzens vor Gott die lauteste Sprache und das lauteste Gebeth ist. Dort sagte Moses kein Wort und dennoch sprach Gott zu ihm: Was schreyest du zu mir? ob Moses gleich mit dem Munde nicht redete.

Wenn also ein Mensch Gott schlechtweg um Hülfe anruft, so ist in dem Gebethe nichts anstössiges; Wenn er aber zugleich Ursachen an=

anführet, und etwa das Gebeth also einrichtet: Herr, hilf mir, denn ich habe viel Elend ausgestanden! so scheint er damit Gott etwas vorzuwerfen, und sich gleichsam über ihn zu beschweren, daß er ihn in solche Noth gerathen lassen.

Es werden manche Leser sagen: Es werde sehr schwer seyn, zu bethen, wenn alle diese Regeln dabey in Acht genommen werden sollen, und daß man auf diese Weise alle Gebethe nur allgemein abfassen müsse. Sie werden auch vielleicht sagen: zeige uns ein solches Gebeth. Allein, ich weise sie auf das vollkommenste Gebeth, welches unser Heiland in den Tagen seines Fleisches selber vorgeschrieben, und uns als ein Muster, nach welchem wir unsere Gebethe einrichten sollen, hat aufzeichnen lassen. Ich meyne das **heilige Vater Unser**, welches sie durchgehends mit demjenigen, was ich hier vom Gebeth angeführet habe, übereinstimmig finden werden. Und ich glaube, daß derjenige Bether am sichersten gehe, und am erhörlichsten bethe, der alle seine Gebethe nach einer so vortrefflichen, höchstgültigen und unverbesserlichen Vorschrift einrichtet.

Wenn du bethest, brauchst du eben, deines
Flehns Bewegungsgrund,
Deine Noth, nicht anzuführen, denn die ist Gott
so schon kund:

Im

Im Gebethe lauter Klagen vor den Thron des Höchsten schütten,
Heisst ja, mit dem Höchsten rechten und nicht, ihn um Hülfe bitten.

17te Betrachtung.

Man fragt immer nach den Ursachen der schlechten Zeiten, und warum die Zeiten stets schlechter werden? Deswegen will ich mich bemühen, solchen Fragenden die Ursachen zu entdecken. Es ist freilich eine betrübte Aussicht in diese Welt, daß man nicht Entdeckungen machen kann, durch welche dem überhand nehmenden Mangel und Elend könnte abgeholfen werden, allein die mehresten sind selbst daran Schuld, massen sie alle Eitelkeiten um sich anlegen und dennoch bey genauer Untersuchung geputzte Bettler sind. Wäre es nicht besser, daß man sich nach seiner Einnahme richtete, und wenn selbige so vielen eitlen Aufwand nicht trüge, sich lieber nur schlecht und gerecht aufführte, und es den so genannten Geldreichen nicht gleich thun wollte. Voritzt findet man so viele Staatssysteme in der Welt, in welchen von Einrichtung des Staats, der Verbesserung der Zeiten, von der Glückseligkeit der Regenten, in so ferne ihre Unterthanen glücklich und in nahrungsvollen Zeiten leben, allein es ist

ist nur zu bedauern, daß die mehresten solcher schönen Projecte von der Glückseligkeit der Regenten und Unterthanen nicht in Ausübung gebracht werden, und fast eben nur so davon, als von dem Perpetuo mobili, geredet und geschrieben wird, aber die Ausübung fehlet. Es wäre freilich zu wünschen, daß alle Länder beglückte Regenten und Unterthanen nährten, daß weder Bettler noch Nahrlosigkeit unter den Unterthanen gefunden würden, allein, wenn werdet ihr glückliche und bessere Zeiten euch einstellen — — — — ? Ich weiß es nicht — — — —, so viel aber kann ich sagen, glückliche und bessere, voll Nahrung und Segen seyende Zeiten werden sich in der Welt einstellen, wenn Menschenliebe und Tugend, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, Feindschaft und Haß hingegen aufhören.

Es geht den meisten Projectmachern die von der Verbesserung der Glückseligkeit der Städte und Länder und ihrer Unterthanen reden, davon die mehresten arm sind, wie jenem Arzte der die Krankheit fast allezeit am unrechten Orte curirte, der, wenn der Magen verdorben war, die Brust heilen wollte. Es geht uns bey der Cur der jetzigen nahrlosen Zeiten eben so, ein jeder sieht, daß sie erbärmlich sind, ein jeder bemüht sich sie zu verbessern, und dennoch werden sie immer schlechter. Wie kömmt denn das? — — — —

Es

Es kömmt daher, daß der Sitz von der Krankheit der itzigen Zeiten in unsern Köpfen ist. Wir sind zu klug geworden, und hierdurch machen wir uns unglücklich. Klug zu seyn und richtige Begriffe von Sachen zu haben, ist zwar an sich betrachtet, kein Fehler, allein die Klugheit bleibt doch immer nur ein relativischer Begriff. Man ist nur klug in so fern man Leute um und neben sich hat, die noch weniger klug wie wir sind Wenn in einem Lande lauter Künstler wohnten, so würde der größte Künstler unter denselben wenig gelten. Die weltliche Klugheit schaft keinen Nutzen weiter, wenn man keine Leute um sich hat von deren Einfalt man durch sie Gebrauch machen kann. Deswegen hüllt Pythagoras seine Lehren in unverständliche Sätze, und die Egyptier ihre Weisheit in Hieroglyphen ein, damit sie nur wenig Adepten nicht aber dem ganzen Volk bekannt würden.

Es ist nicht schädlich, wenn etliche weise und kluge Leute in einem Lande sind, vielmehr ist es sehr nöthig und nützlich, desto schädlicher aber, wenn alle Einwohner des Landes anfangen klug zu werden und die Staatskunst verstehen wollen. Fast alle Staaten sind bey der Einfalt der Einwohner gewachsen, und bey ihrer weltlichen Klugheit zerfallen. So bald die Griechen und Römer so klug waren als sie werden konnten, war es aus mit ihnen, denn

ein

ein jeder wollte klüger seyn als der andere, hieraus entstanden sehr viele innerliche Zwistigkeiten, und ihr trauriges Schicksal welches die Folge hievon war, ist bekannt genug; und in der Römischen Historie kann man es lesen.

Sollten nicht die Franzosen zu den Zeiten des lustigen Marot glücklicher gewesen seyn als zu den Zeiten des irrigen Voltaire? Die Schweizer haben aufgehöret das glücklichste Volk zu seyn, seit dem gewisse kluge Leute in ihrem Lande wohnen. Ich wünsche nicht, daß wir eben so dumm seyn möchten als manche die auf Inseln wohnen, nein, alles hat seine Maaße und Einschränkung, nur ein gewisses Maas der Klugheit ist allen Menschen nützlich, dieses dürfen sie nicht überschreiten. Etwas zu wenig, oder etwas zu viel, so sind sie elend. Vor 400 Jahren litten wir in Deutschland Mangel daran, jetzt quält uns, so zu reden, der Ueberfluß, und hieraus entstehen alle unsere Klagen über schlechte nahrlose Zeiten, theils weil wir uns vieles Elend dadurch zuziehen, theils auch unser unvermeidliches Elend mehr fühlen, oder auch uns Unannehmlichkeiten einbilden die gar nicht vorhanden sind. Die Sache braucht einer kleinen Erläuterung.

Das ganze Band, mithin auch das Wohl und die Nahrung der menschlichen Gesellschaft beruhet in der Unterwürfigkeit, darinn ein

Mensch

gegen den andern steht, und vermöge derselben einer auf Kosten des andern lebt, oder durch dessen Dienste seine Bequemlichkeit unterhält. Dependent zu seyn ist immer beschwerlich, es wird daher der schwächere nur so lange Dependent von dem stärkern seyn wollen, als er das Unangenehme davon nicht einsieht, oder seine Kräfte nicht kennet, oder sie nicht zu gebrauchen weiß. Wenn ein Reitpferd so klug würde als ich, so möchte ich mich nimmermehr drauf setzen, und wenn es einen Bär gäbe der Menschenverstand hätte, so möchte ich nicht der pohlnische Edelmann seyn der ihn tanzen liesse. Einen Bedienten der sich klüger als sein Herr zu seyn dünket, ist unausstehlich. Wie viele schlimme Folgen müssen daher in unsern Tagen nicht aus der zu allgemein gewordenen Klugheit entstehen. Ein jeder will befehlen, keiner will dienen, da doch manche weislich und väterlich befehlen und manche hingegen unterwürfig seyn müssen; allein, wie gesagt, ein jeder will befehlen, keiner will dienen, und daher rührt die allgemeine Bemühung sich aus dem Stande heraus zu heben worinn man gebohren ist. Der zu klug gewordene Bauerjunge sieht daß es vortrefflich sey über Bauern zu befehlen, er will daher Schulze werden, der kleine Schulze merkt daß es noch rühmlicher sey über Schulzen zu herrschen, er will daher Amtmann werden, der Sohn manches Amtmanns — — — — was möchte der nicht gerne werden. Es ist

unmög-

unmöglich, daß alle diese ihre unruhigen Wünsche erreichen können, und wie erbärmlich klagen sie alsdann über schlechte Zeiten, wenn sie ihre Absichten verfehlen. Unterschiedliche von ihnen werden das in der Einbildung, was sie in der That nicht werden können; sie richten ihren Hochmuth und ihren Aufwand im Voraus nach ihrer gehofften Grösse ein, und zwingen durch ihren Stolz und Pracht nicht wenig Menschen über schlechte Zeiten zu klagen.

Viele Menschen werden gar nichts in der Welt, weil sie das nicht werden, was sie werden wollen, und verrosten als unbrauchbare Mitglieder des Staats, dem sie hinter dem Pfluge oder mit dem Meissel nützliche Dinge hätten leisten können. Aber dieses ist der Schade noch nicht ganz. Man muß so schlüssen: derjenige Mensch, der ungern dient, dient schlecht, wer seine Verrichtungen verachtet, vernachläßiget dieselben gewiß, und wer immer aus Stolz über sich sieht, bemerkt das nicht was um ihn ist. Der wahre Eifer für die Beobachtung übernommener Pflichten erstirbt dabey gänzlich, der, der sonst ein nützlicher Mann gewesen war, arbeitet blos wie ein Tagelöhner, und die Zeiten müssen natürlicher Weise sehr schlecht seyn, wo es viele dergleichen giebt. Hat die Klugheit auch nicht bey allen so schlimme Folgen, so lehrt sie ihnen doch wenigstens Beschwerden kennen, die sie vorhin

nicht fühlen konnten weil sie nichts davon wußten, und macht sie dadurch unglücklicher und unzufriedener. Denn jede Beschwerde ist nur Beschwerde in so weit wir sie kennen, und wenn wir über Unterwürfigkeit, Dienstbarkeit und Sklaverey seufzen, so thun wir unrecht, wir sollten nur unsere vermehrten Einsichten anklagen, die uns belehren, daß alle diese Dinge beschwerlich sind.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß unsere Vorfahren im rechten Ernste bey ihrer Einfalt meynten, daß wenn sie nicht arbeiteten sie auch nicht essen dürften, und weil sie gerne assen so arbeiteten sie fleißig, um dadurch die Erlaubniß zum essen zu erhalten. Hierbey ist anzumerken: daß es sich freylich itzt in der Welt wie umgekehret hat, daß nehmlich die Zeiten so nahrlos geworden, daß auch viele fleißige und arbeitsame Menschen, dennoch bey itzigen Geldmangel und Nahrlosigkeit nichts zu arbeiten finden können, weil die Circulation des Handels und Gewerbes in den mehresten Ländern stocket, und dieses ist freylich ein solches Elend, welches nur weise und gegen ihre Unterthanen und gegen alle Menschen liebreichgesinnte Regenten zu verbessern wissen; damit Treue, Nahrung, und Liebe in Ländern seyn möge; und alle Unterthanen Nahrung, Geld, und Kleider haben.

Das obige Vorurtheil unserer Vorfahren vom arbeiten und vom essen war nicht unrecht, und es gab damals mehr arbeitsame Leute als itzt, es war aber auch mehr zu arbeiten da als itzt, da so viel von der Arbeitsamkeit geschrieben wird. Wir sind unglücklicher Weise klüger geworden. Viele Menschen haben gelernet, das essen und arbeiten sehr leicht von einander getrennet werden kann. Jenes thun wir noch recht gerne, fast mehr als unsere alten Vorfahren, aber das letzte meiden viele, so sehr sie nur können; fast die mehresten sagen:

Fleiß und Arbeit lob ich nicht,
Fleiß und Arbeit lobt der Bauer,
Und wie selbst der Bauer spricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm sauer.

So gieng es im 1771sten Jahre, in welchem eine fast unerhörte Getreydetheurung die Länder und folglich die Armen überall sehr drückte. Heere von Bettlern sahe man in den Städten und in den Dörfern die Häuser und die Thüren der Reichen gleichsam belagern und Nahrlosigkeit erschöpfte die Länder fast gänzlich. Ich wünsche dergleichen Theurung, Armut und Elend niemals wieder zu erleben, denn das Elend der Hausarmen und armer Eheleute die viele Kinder hatten, war sehr groß. Diejenigen, welche nun nicht gerne arbeiten mochten, nahmen ihre Zuflucht zum Betteln, und meynten daß dies der allerbequemste Weg

 sey

sey seinen Unterhalt zu finden. Wir haben daher eine erstaunlich grosse Menge Bettler gesehen, und eine unbeschreibliche Menge von Arten zu betteln, denn ich rechne nicht allein diejenigen hieher, die unter der Aufsicht des Almosenamts stehen, sondern mir dünkt daß alle, die sich vom Staate unterhalten lassen, ohne demselben nützliche Dinge nach Vermögen zu leisten, oder geleistet zu haben, unter diese Rubrick gesetzt werden können. Nun kann man rechnen — — — — —

Sonst war das Betteln, da noch Geld und Nahrung, Flor der Handlung und mancherley Gewerbe blühte, sonderlich von der letzten Art, ein recht artiges Handwerk; aber durch die erstaunende Menge der Zunftgenossen ist es verdorben. Wenn zu viele Bettler für eine Thüre kommen, so erhält fast kein einziger etwas, und wenn endlich Heere von Bettelleuten betteln gehen, wer soll denn geben? Mancher Gelehrte und arbeitsame Hausvater verdienet manchen Tag nicht sechs Groschen und soll mit Frau und Kindern leben, — — — folglich kann er nicht Almosen geben, sondern muß es selbst bey sehr theuerm Brodt, Zugemüse und magern Kofent eintheilen, zumal bey einer solchen entsetzlichen Brod- u. Tranktheurung da eine Kanne Bier auf funfzehen Pfennige bis zwey Groschen gestiegen ist; da können Bettler unmöglich viel kriegen.

Es

Es giebt ferner Menschen in der Welt, die zwar nicht ganz müßig seyn aber doch nicht gerne viel arbeiten. Sie wünschen sich daher einen bequemen und einträglichen Dienst. Es ist traurig, wenn man Leute sehen muß die zwey Drittel ihrer Lebenszeit vergeblich darnach seufzen, und alle über schlechte Zeiten und schlechte Einnahme klagen, weil sie bey allem ihrem Eifer dem Staate zu dienen nicht dazu gelangen können. Die Welt wird zu voller Menschen, sagt der Kurzsichtige, wenn er mit verwundernder Miene sieht, daß bey Erledigung eines kleinen Dienstes, bey welchem doch wohl ein schwerer Eid zu leisten ist — — —, vom halten will keine Sylbe sagen, gleich zwanzig bis vierzig Clienten vor der Thür ihres Gönners versammelt sind, die um die kleine Stelle anhalten — — — — Ja freilich! zu voller Menschen — — — — die beschwerliche Arbeiten scheuen. Aus einem gleichen Triebe und Absicht wünschen die mehresten Menschen sich den Gewerben zu widmen, welche die wenigste Arbeit erfordern, die aber eben nicht gemeinnützig sind. Es wäre zu weitläuftig, den hieraus entstehenden Schaden bey jeden bemerklich zu machen, ich will also nur bey der Handlung stehen bleiben. Wie sehr hat die Handlung dadurch eingebüsset, daß die Leute zu klug geworden sind? Die Handlung ist ein vortreffliches Gewerbe, und ein Staat kann nach unsrer itzigen Einrichtung ohne

die Handlung nicht bestehen. Wie wir gerade noch so viel Kaufleute hatten, als wir nach dem Verhältnisse der Käufer haben durften, lebten jene reichlich und wurden reich dabey, aber seitdem zu vielen die Augen aufgegangen sind, um die damit verbundenen Vortheile zu bemerken, seitdem ein jeder Kaufmann seyn will, und noch immer neue Kaufmannsgewölber eröffnet werden, nehmen sie sich das Brodt, zwingen einander die Preise herunter zu setzen, ziehen durch Zugaben und andere kleine Kunstgriffe gleichsam einer dem andern die Kunden ab, geben vielen Gewölb- und Hauszins, lösen wenig, werden weniger reich oder gar arm, und klagen über schlechte Zeiten. Magisters und Advokaten, Aerzte und Künstler ꝛc. führen eben diese Beschwerde, aus einem gleichen Grunde.

Mit dem der Arbeitsamkeit vortheilhaften Vorurtheile ist zugleich ein anders aus der Mode gekommen, welches zu seiner Zeit auch ganz nützlich war. Es hieß: Ein Wort ein Mann. Die Zeiten wo noch ein ieder meynte, daß er sein Versprechen halten müsste, wo Redensarten und Sprichwörter noch etwas wirkliches bedeuteten, und nicht blos leere Töne waren, wie itzt bey vielen: Gehorsamer Diener, ein blosses leeres Compliment ist, diese Zeiten sind ohnstreitig besser gewesen. Wie erst etliche die glückliche Entdeckung machten, daß man eben nicht davon stürbe, wenn man sein Ver-

sprechen nicht hielte, gieng es auch noch an. Man traute ihnen noch, und sie konnten unter der Maske des ehrlichen Mannes desto leichter hintergehen. Allein jetzt da die Wahrheit, daß man kein Sklave seiner Worte seyn dürfe, fast allgemein bekannt geworden, da jeder von sich selbst überzeugt ist, daß er sein Wort nicht halten werde, und es daher von andern Leuten eben so wenig erwartet, trauet man kaum Eidschwüren mehr, und der ehrliche Mann dem auf sein Wort, ohne Hypotheck niemand borgen will, hat wohl Ursache über schlechte Zeiten, oder vielmehr über die Klugheit seiner Mitbürger zu klagen. Nur die Redlichen sind dabey zu bedauern, die, ob sie gleich ehrlich und redlich sind, doch kaum und mit vieler Mühe des Credits der Reichen werth geschätzet werden.

Sonst zog noch mancher in der Stille einen kleinen Vortheil, den er blos der Einfalt eines andern zu danken hatte, und den er verlohr, so bald der andere klüger, und auf seinen Vortheil aufmerksamer ward. Die Heringsfischer in Holland hatten vermuthlich bessere Zeiten, ehe die Engländer klug genug worden, um einzusehen, daß sie auch Heringe fangen könnten. Tausend Hände, die sich sonst damit nährten andere Länder die minder klug waren, mit ihren Landesprodukten zu versorgen, sind ausser Arbeit gesetzt, seit dem diese eben die Waaren selbst zu verfertigen gelernet haben.

Wie viele Einwohner in Paris leben itzt nicht noch von unserer Einfalt, und wie viele von ihnen würden hungern müssen, wenn wir Deutschen gar einmal so klug würden, daß wir selbst, als geschickte Deutsche, Moden erfinden könnten, doch wer weiß, ob wir dabey gewönnen. Wir würden vermuthlich nützlichere Arbeiten darüber versäumen, und der Gebrauch entbehrlicher Sachen würde noch allgemeiner werden, wenn sie noch wohlfeiler würden. Viele Handwerke verderben einen Meister, und dieses ist auch bey manchen Ländern wahr geworden, die alles selbst haben verfertigen wollen. Sie haben schlechtere Waaren bekommen, und ihr ganzer Handel ist dadurch gestöhret, weil ihre Nachbarn eben so klug wie sie geworden sind.

Was in den angeführten Fällen im Grossen geschehen ist, das sehen wir auch bey einzelnen Personen. Jener reiche Edelmann hatte ein ansehnliches Gut seit vielen Jahren an einen alten ehrlichen Pachter für ein sehr billiges Geld verpachtet. Dieser lebte ehrlich und zureichend davon, bezahlte und speiste seine Bedienten so daß sie mit Lust arbeiteten, verkaufte sein Korn um einen billigen Preis, denn er hatte mehr Menschenliebe zu seinem armen und bedürftigen Nächsten, wie sehr viele reiche Kornbauern im 1771sten Jahre hatten, die das Getreyde nicht theuer genug verkaufen konnten, und hätte der

arme

arme Nächste Heu an statt Brodt essen sollen, aber, was müssen das vor Herzen seyn? — — — — — ich mag solchen Reichthum, solch Wuchergeld nicht, wobey die Armen thränen und der Hausarme seufzet — — — — — denn es kommt gemeiniglich nicht am dritten Erben, aber dieser Pachter, von dem ich oben geredet, verkaufte sein Getreyde um einen billigen Preis, und überließ etliche Ländereyen, die er wegen Entlegenheit nicht selbst nutzen konnte, gegen einen mäßigen Vortheil an andere. Unglücklicherweise kam es dem Edelmann in Kopf sich selbst auf die Oeconomie zu legen, und die Ländereyen und Einkünfte seines Guts zu übernehmen, er entdeckte daß es mehr einbringen konnte. Der alte ehrliche Pachter wollte so viel nicht geben, und machte einem andern Platz der sich dazu erbot. Dieser mußte täglich neue Mittel und Kniffe erdenken, um das auf die Hälfte erhöhete Pachtgeld herauszubringen. Er suchte den Preis seines Korns, Weizen, Gerste und Haber aufs höchste zu treiben, gab seinen Leuten kaum satt zu essen, verafterpachtete seine Ländereyen höher. Er entdeckte durch eine mühsame Nachforschung daß die zum Guthe gehörenden Guthsleute unterschiedliche Abgaben zu entrichten schuldig wären, die seit langer Zeit nicht von ihnen gefordert waren, und sie wurden durch Processe angehalten sie zu übernehmen. Sonst hatte die ganze Gegend dieses Edelmanns=

gebietes die schönen Zeiten gelobet, jetzt klagt der halbsatte Bauerknecht, der Guthsmann, der Afterpachter, der Arme der sein Korn bey der schweren Theurung nirgends als von diesem Edelmannsguthe holen konnte, und der Hauptpachter selbst, klagte über schlechte Zeiten, und der Edelmann stimmte auch mit ein, bis nach etlichen Jahren jener fort gieng und ihm mehr schuldig blieb als der Aufsatz der ganzen vorigen Zeit betrug, das Land auch so ausgemergelt zurück ließ, daß es kaum ein anderer Pachter wieder annehmen wollte, und seine übrigen Guthsleute bey den erhöheten Abgaben so verarmt waren, daß er weiter nicht einen Heller von ihnen erhalten kann. Die Luft, der Himmel, die Landesgegend waren nicht verändert, die Sonne schien noch eben so warm wie sonst, und die schlechten Zeiten waren bloß daher entstanden weil der Herr des Landguthes zu klug geworden war.

Unsre Wörterbücher sind mit gar zu vielen neuen Wörtern bereichert, davon unsere Vorfahren nichts wußten, und diese verschlimmern die Zeiten nicht wenig. Neue Benennungen von Kleidern, Speisen, Zeitvertreibe, Krankheiten und Unglücksfällen, wir wollen die erstern alle haben, und erhalten fast immer die letzten in dem Kauf. Ein alter Anverwandter von mir, der jetzt in seinem 120sten Jahre auf dem Lande gewohnt hat, erstaunte nicht wenig,

wie

wie er neulig zum erstenmale wieder in die Stadt kam. Es dauerte sehr lange ehe ich ihn überreden konnte, daß dieß noch eben der Ort sey den er in seiner Jugend gekannt hatte. So oft ich ihn zu einem meiner Bekannten führte stieß er furchtsam an mich an und sagte: Herr Vetter, Sie werden sich irren, wir kommen in das Haus eines Ministers oder in ein gräfliches Schloß. Wenn er durch eine Reihe ausmeublirter Zimmer geführt ward, so sah er diese für Waarenlager an, und wunderte sich, daß alle meine Freunde mit kostbaren Spiegeln, Stühlen, Kanapeen, Kommoden, Tapeten und Marmortischen handelten. Für jeder Kutsche und Karosse die vor uns vorbey fuhr und auf welchen hinten ein paar Bediente in fröhlicher Gestalt stunden, bückte er sich bis auf die Erde, und konte nicht begreifen wo so viele regierende Herren oder Gesandten herkämen, und was die muntern Leute hinten auf den Kutschen bedienen thäten. Wenn er einen jungen Herrn mit aufgethürnter Haarfrisur, goldner Dressenweste, feinen Pariser kleinen Dressenhute und holländischen Tuchkleide nach neuer Mode und Schnitt, mit klingendem Spiele an der Uhrkette, und mit spanischen Tritten daher gehen sah, so fragte er mich: ob dieses nicht ein Vornehmer des Staats sey? Wenn ich ihm nun das Gegentheil sagte, so schlug er mit Verwunderung in die Hände und sprach: ey, ey das hätte ich nicht gedacht, denn zu meiner Zeit

gieng

gieng der Fürst nicht so gekleidet; wie sich doch die Zeiten ändern können! — — — — Jedes wohlgekleidete und mit Babylonischer Haarfrisur gekräuseltes Frauenzimmer sah er für eine Hofdame in Gallakleidern an, wenn ich ihm aber ihre Namen sagte: so hörte ich sehr oft die Anmerkung: Ach, ich besinne mich, ich habe ihre Großmutter gekannt, die gieng im Corset in der Woche, und an Festtagen gieng sie in Halbseide, ist das ihre Tochter, je wie sich die Welt und die Menschen ändern! — — — — —

Einsmals Abends wurden wir an einem Orte zur Abendmahlzeit zu Gaste gebethen. Es war eine ganze gewöhnliche Mahlzeit von vielen Gerichten, der ehrliche Greis wollte es sich aber gar nicht ausreden lassen, daß der Wirth nicht Hochzeit hielte. Von den wenigsten Speisen wollte er essen, weil er sie nicht kannte, und endlich erregte er ein allgemeines lautes Gelächter, wie er sich am Ende der Abendmahlzeit ein Glas Malvasier ausbat, denn da waren lauter französische und spanische Weine zu trinken, die er nicht gesehen noch nennen gehöret.

Ey, Herr Vetter, sagte er zu mir, als wir nach Hause giengen, wie haben sich die Zeiten hier gebessert. Mein Schwager hatte eben vor funfzig Jahren die Bedienung in wel-

cher

cher der Mann steht, den wir heute besucht haben. Aber mein Schwager behalf sich damals in jenem kleinen Hause, worinn itzt ein Schuhmacher wohnet, seine Mutter, die nur ein Mägdchen und nicht so viel Gesinde als dieser hielt, gieng selbst Markttags auf den Markt und kaufte Lebensmittel ein, im ganzen Hause waren nur zwey kleine Spiegel und sechs Tuchstühle, und für Fremde vier mit Leder beschlagene Lehnstühle. Herr Vetter, ich versichere Sie, von dem Aufwande der diesen Abend gemacht ist, hätte mein Schwager einen ganzen Monat hausgehalten, dennoch fanden sie bey aller ihrer Sparsamkeit und genauen Haushalten wenig mehr als ihr tägliches Auskommen. — — — — — Drum, Herr Vetter, sagen Sie mir doch, woher kommt der Ueberfluß den man hier allenthalben sieht, ist eine Goldgrube entdeckt, woraus ein jeder Gold holen kann, oder versteht man hier die Goldmacherkunst? — — — — — Nicht doch, Herr Vetter, keines von beyden sagte ich ihm, allein wir sind klüger als unsere Vorfahren geworden. Die Leute unsrer Zeit haben die Heimlichkeit von der Circulation des Geldes entdecket, und es darinn sehr weit gebracht, sie haben dadurch gelernt, oft aus keinem Geld, Geld zu machen. Diejenigen Jünglinge die zum Exempel Capitalia von ihren Aeltern geerbt haben, lassen sie in der Welt circuliren, an statt das jene, nehmlich ihre

kargen Aeltern, solche in einen eisernen Kasten, den vier Ablåder kaum tragen konten, mit grossen eisernen Schlössern verschlossen, oder auf Zinsen ausliehen und anderer Geldbedürftigen Leute lebendige Todengråber waren; aber diese junge Herren lassen das geerbte Geld, wie schon gesagt, brav circuliren, dadurch werden hundert andere Menschen in den Stand gesetzt dieses Geld weiter circuliren zu lassen. Diese Geldcirculation gehet nun zwar etwas unregelmäßig, und das Geld kommt selten an den Ort wieder zurück, wo es zu circuliren anfieng. Allein wenn die Quelle erschöpft ist, so giebt es jetzt unzählige Mittel diesen Geldmangel zu ersetzen. Hat man kein Geld,. so hat man Credit. Der Weinschenke, der Caffeeschenke, der Fleischer, der Becker, der Künstler, der Kaufmann, der Galanteriehåndler, sind großmüthig genug den Staat eines jungen Herrns, dessen Goldbörse schon seit langer Zeit leer gewesen ist, auf Hofnung zu unterhalten, sie wimmern etwas und klagen ein wenig wenn sie am Ende ihres Borgs um ihre Forderungen kommen, sie werden aber doch nicht klüger, sie beruhigen sich mehrentheils mit den ersten eingestrichenen Rechnungen, die solche reiche junge Erben ihnen baar bezahlet haben. Andere hingegen deren eigenes Vermögen sich bereits såmtlich im Kreislaufe befindet, dessen Gelder circuliren, die ihnen zur Verwahrung anvertrauet sind, und noch andere, denen nichts an-

ver-

vertrauet ist, wissen Mittel andere Leute zu bewegen, daß sie ihnen gestatten müssen ihr Geld in Circulation zu bringen. Sie leihen, gewinnen oder heirathen es ihnen ab, oder zwingen sie durch Meineide, falsche Rechnungen oder Processe dazu. Practica est multiplex.

Die mehresten unserer Mitbürger haben noch sehr viele andere Künste und Manieren gelernt, wodurch sie ohne beschwerliche Arbeit das Vermögen anderer Leute an sich bringen, die ich aber, dem Himmel sey Dank, nicht alle beschreiben kann, und sie würden mich auch nicht verstehen wollen, wenn ich sie ihnen erklären wollte. So lange sie leben machen sie hievon den Aufwand, den Sie, Herr Vetter, gesehen haben, und überlassen bey ihrem Absterben die Versorgung ihrer Weiber und Kinder dem Armencollegio. Daraus macht man sich nichts, weil es bekannt ist, daß Familien steigen und fallen müssen. Etliche die ihr Handwerk nicht gehörig verstehen, kommen noch bey ihrem Leben in die Umstände, daß sie nichts weiter circuliren lassen können, sie verschwinden von dem Schauplatze des Wohllebens und der Verschwendung, manchmal agiren sie noch ein paar Jahre als arme Prahler, und wenn diese Rolle auch von ihnen gespielet ist, so gehen sie ab und weil nun von solchen Menschen nichts mehr zu holen ist, bekümmert man sich nicht weiter um sie. Da nun solche Herren

ren und Frauenzimmer ihre Füsse zuweilen zwanzig und mehr Jahre geschonet haben, so können sie die übrige Zeit ihres Lebens desto besser zu Fusse gehen, und ihr Magen der durch eine vieljährige Uebermaaße des Weintrinkens, Austern und Sardellenessens hinreichend verdorben ist, braucht wenig Nahrungsmittel mehr. Der ehrliche alte Vetter hatte nun bisher mit vielen Merkmalen der Unruhe und Verwunderung zugehöret, endlich stand er hurtig vom Stuhle auf, und gieng geschwinde ängstlich nach der Stubenthüre zu. Ich meynte, daß ihm vielleicht schlimm würde, und wollte ihn zurück halten, allein er sagte zu mir heimlich: Lassen Sie mich gehen, Herr Vetter, ich bin nicht sicher hier. Unter Leuten die solche Grundsätze ausüben mag ich keine Nacht zubringen. Ich dachte die Zeiten hätten sich hier, dem Ansehen nach, gebessert, aber nun sehe ich daß sie sich schrecklich verschlimmert haben. Ihr seyd seltsame Leute, ihr arbeitet nicht so gerne als eure Vorfahren, und vielleicht sind die Zeiten zu nahrlos, daß ihr nicht viel verdienen könnet, und habt euch doch hundert und noch mehr unnöthige Bedürfnisse erdacht die alle befriediget werden sollen. Darum seyd ihr viel ärmer als meine Eltern und in schlechtern Umständen als sie, die in ihrem kleinen Hause auf Bänken sassen, und wenn sie sich satt gegessen und ein ruhiges Gewissen und zufriedenes Herz hatten, keine

gröſ-

grössere eitlere Glückseligkeit kannten. Könntet ihr doch wieder zu der vorigen Einfalt der Zufriedenheit und Ruhe zurück kehren, denn da war mehr Geld und Vermögen unter den Leuten, mehr alte deutsche Treue und Redlichkeit, Liebe und aufrichtige Freundschaft zum Nächsten; unter den itzigen so weltklugen Leuten ist es gefährlich zu wohnen, leben Sie wohl, Herr Vetter, ich bleibe hier nicht eine Minute länger. Doch nach vieler Mühe brachte ich ihn endlich durch die Vorstellung, daß die ihm erzählte Denkungsart noch nicht durchgängig angenommen sey und es hier und da noch einfältige Leute, vom alten Schrot und Korn, gäbe, dahin, daß er endlich darein willigte die Nacht bey mir zuzubringen. Am andern Morgen konnte ich ihn aber nicht weiter aufhalten.

Ich sage im Grunde nichts neues, wenn ich behaupte, daß unsere schlechten und nahrlosen Zeiten daher rühren, weil wir zu klug und zu stolz geworden sind. Wie viele sind schon bey Klagen auf diese Entdeckung gekommen? Der Unterrichter dessen Befehle sonst Gesetze waren, weil seine Untergebenen kein höheres Gericht kannten, sagen itzt, ich habe meinen Respect verloren, die Bauern sind nach dem Kriege zu klug worden. Der Redner, dem man itzt nicht mehr gestatten will, jährlich eben denselben Jahrgang von Predigten abzulesen, klagt daß

seine Zuhörer zu klug geworden sind. Der alte Gelehrte, der in seiner Jugend etwas galt, und itzt nicht mehr bemerkt wird, wegen der Menge junger, geschickter und gelehrter Leute, hält sich für unglücklich weil die Wissenschaften so weit getrieben sind. Der Poet, dem ein Journalist unangenehme Wahrheiten gesagt hat, fragt mit rümpfender Nase: Ey wie viel verlangt man itzt von einem Dichter. Der Mahler der sich sonst seine schlechten Portraits ziemlich bezahlen ließ, und jetzt kaum Häuser anmahlen darf, sagt, sonst war noch etwas in der Welt zu thun, itzt sind die Künste zu hoch gestiegen. Dem Soldaten, der sonst im Winter ruhig in die Standquartiere gehen konnte, ist die Klugheit der Feldherren zuwider, wenn er itzt Winterfeldzüge thun muß. Die Mutter die itzt schon ihre funfzehnjährige Tochter zu hüten anfangen muß, beklagt sich darüber, daß die Mägdchens itzt zu früh klug werden. Der ehrliche Mann der bey aller angewandten Vorsicht durch das Remedium Taxationis um sein ausgeliehenes Kapital kommt, weint über die schlauen Erfindungen der jetzigen klugen Welt. Der redliche Arme seufzt, daß die Reichen, wenn sie mit ihrem Vermögen und Häusern ihm dienen sollen, alles nach Wechselstyl und Recht einrichten und dadurch seine lebendigen Todtengräber werden wollen. Kurz zu sagen, jeder der über nahrlose und schlechte Zeiten klagt, beschwert sich zugleich über die Klugheit seiner

Mitbürger, und ich sollte daher meynen daß ich die Wahrheit geschrieben habe.

Wenn man die Ursache einer Krankheit entdeckt hat, so ist schon viel gewonnen, so oft jene nicht unheilbar ist. Mich dünkt, daß dieser Fall bey unsern Zeiten anzutreffen und eintrete. Denn jedes will Standesperson, jedes vornehme Dame seyn, ob man gleich wissen sollte, daß der vornehme Stand mehr Geld und Aufwand braucht, als mancher ehrlicherweise verdienen kann. Doch wie gesagt, wenn den mehresten Leuten unserer Zeit ihre Krankheit sich auch nicht gänzlich heben läßt, so läßt sie sich doch vielleicht vermindern, und wenigstens wird so viel aus dem vorhin angeführten folgen, daß es der unrechte Weg sey eine Nation glücklicher zu machen, wenn man sie klüger zu machen sucht. Z. E. Saget einmal einem jungen Herrn in feinem Kleide, daß die neue Mode mit aufgethürnten Haarkopfe und gerollten Locken, die zu sehr kurze Taille ihn nicht zu schön kleide, als die vorige Mode. Saget einmal einem jungen in sich selbst verliebten Frauenzimmer, daß sie sich in ihrem babylonischen Haarthurme und sehr grossen Kopfzeugen mehr verstelle als verziere, und mehr ihr ganzes Gesicht gleichsam verstecke und sich lächerlich mache, werden euch solche, so wohl der junge Herr, als das geputzte Frauenzimmer nicht auslachen? — — — Warum aber? weil

weil sie sich klüger als ihr zu seyn einbilden. Welch ein Schade aber entsteht nicht aus solchen hochmüthigen Bettlerputze, denn wenn Obrigkeit und Vorgesetzte solche geputzte Leute sehen, so möchte solche meynen, sie müssten eben so viel Geld im Schubsacke haben, als manche Gold und Silber auf den Westen und Hüten, um die Röcke und auf den Schleppen tragen. Aber, wenn man dergleichen geputzte arme Prahler und Prahlerinnen genau betrachtet, so findet man daß oftmals nichts darhinter als Armut und Borg ist, und dennoch schmeicheln sich solche Menschen, daß sie sehr klug sind, aber umgekehrt sind sie es in den Augen weiser und erfahrner Leute.

Ich sehe den Einwurf zum voraus, daß vielleicht der Fehler darinn bestehe, daß wir noch nicht klug genug geworden sind, und daß ein Volk recht glücklich seyn würde welches recht klug wäre, das aus Klugheit thäte was unsere redlichen Vorfahren aus Einfalt thaten, und nach gründlichen Einsichten die Ausschweifungen und abgeschmackten Fehler vermiede in welche wir durch unsere unvollkommene Klugheit gerathen. Ich gebe dieses zu, allein wer die Menschen unserer Tage kennt, wird einsehen, daß es ein unmögliches Unternehmen sey, diesen Grad der Klugheit, der nur wenigen Glücklichen vorbehalten ist, allgemein zu machen. Es bleibt daher kein anderes

deres Mittel zur Verbesserung der Zeiten übrig, als die Leute zu ihrer vorigen Einfalt zurück zu bringen, zur alten deutschen Ehrlich- und Redlichkeit, wie sie eigentlich seyn sollten.

Auch dieses ist schwer, und ich unterstehe mich nicht sichere und allgemeine Mittel hierzu vorzuschlagen; jeder mag selbst darüber nachdenken. Man sagt, daß das Temperament und die Denkungsart der Eltern und sonderlich der Weiber, einen grossen Einfluß auf die Kinder habe. Man findet sehr oft, daß die klügsten Männer lauter einfältige Kinder zeugen, und wenn man ihre Weiber kennen lernt, so wird man gemeiniglich überzeugt, daß deren Dummheit daran Ursache sey. Ich muß daher allen die für das Wohl ihrer Nachkommen und ihres Vaterlandes besorgt sind, anrathen, vorzüglich dumme Weiber zu nehmen. Weiber die so dumm sind, daß sie nichts von Mode und Putzphantasien verstehen, die nichts von der Kunst verstehen Liebesstreiche zu spielen, die nicht wissen, daß man die Schönheit einer Frau nach der Höhe der aufgerollten Locken, oder nach der Länge der Schleppe ihres Kleides abmesse, die wenn es möglich ist, so einfältig sind, zu meynen daß Treue gegen ihren Mann, Häuslichkeit und Sorgfalt für ihre Kinder und Aufsicht in ihrer Haushaltung die einzigen Mittel sind sich Achtung und Bewunderung zu erwerben. Wenn es andem ist,

daß einfältige Mütter einfältige Kinder bringen, welch eine allerliebste einfältige und nützliche Nachkommenschaft haben wir denn nicht aus solchen Ehen zu erwarten. Doch dieses ist noch nicht der ganze Vortheil den wir hiervon zu gewarten haben. Ein junges Mägdchen nimmt gerne jede Gestalt an, um einen Mann zu bekommen. Itzt bemühen sich unsere schönen Mägdchen klug zu scheinen, weil sie dadurch dem männlichen Geschlechte zu gefallen hoffen, so bald sie finden daß das Gegentheil ein sicheres Mittel dazu sey, so sehe ich es den Frauenzimmern schon an, sie sind bereit so einfältig zu werden, als es nöthig ist, damit man mit denselben sein zeitliches Glück zu machen meyne. Wie viel haben wir gewonnen, wenn erst die eine verführerische Hälfte des menschlichen Geschlechts, die so viele unserer jungen Leute zu klug macht, einfältig geworden ist.

Diejenigen, die nun einmal mit klugen Weibern gestraft sind, oder die, welche auch von ihrer einfältigen Frau unglücklicher Weise gar zu kluge Kinder erhalten, dürfen deswegen doch nicht alle Hofnung aufgeben diese einfältig und glücklich zu sehen. Durch die Erziehung kann man einen Menschen dumm oder klug machen wie man will. Jene Mama die sich beklagt, daß itzt die Mägdchen zu früh klug werden, weil sie in den Strickbeutel ihrer

funf-

funfzehnjährigen Tochter einen Liebesbrief gefunden, hat unrecht, wenn sie dieses einer Veränderung in der menschlichen Natur beymisst. Ihre Tochter hatte die glücklichste Anlage recht glücklich einfältig zu werden, die Frau Mama hat sie selbst zu früh klug gemacht und zu früh an die Mode gewöhnt. Sie hat ihre Tochter seit zwey Jahren durch einen jungen zierlichen Franzosen der klüger ist als es sich für ihre Tochter schickt, im Tanzen unterrichten lassen, sie muste tanzen können. Sie hat sie sehr früh zu allen Lustbarkeiten mitgenommen, damit sie sich zu einer so genannten feinen Lebensart gewöhnen sollte. Sie hat ihr alle Künste der Stellung und Kleidung gewiesen, die vortrefflichen Kopfzeuger und Haarverzierungen welche die Eitelkeit vergrössern und wodurch bey unsern klugen Zeiten, die jungen Schönen gefallen und Begierden erregen. Sie hat ihr die verliebtesten französischen Romane in die Hände gegeben, kurz, ihr Eitelkeiten erzählt, und hat sich alle ersinnliche Mühe gegeben sie klug zu machen, wie darf man sich denn wundern, daß sie auch zu früh klug geworden ist. Klugheit und Dummheit sind ansteckend. Sieht ein Mann, daß seine Familie aus Söhnen und Töchtern bestehend in seinem Hause, oder an dem Orte wo er wohnet, zu viel kluge Leute um sich haben, so lasse er sie unter einfältigern Leuten erziehen und sie werden ihnen gleich werden. Vorurtheile sind eben

so ansteckend, und lassen sich selten ablegen wenn wir einmal daran gewöhnt sind. Werden jungen Leuten daher die nützlichen Vorurtheile deren ich oben erwähnt habe früh bekannt gemacht, so werden sie dieselben Zeitlebens für Wahrheiten halten, und es wird schwer seyn sie ihrer tugendlichen Einfalt zu entreissen. Viele Jünglinge, die zu eitel sind, wenn sie in ihrer Jugend wenig zu essen bekämen wenn sie nicht arbeiteten, würden bis ins Alter des Greises einfältig genug bleiben um zu meynen, daß sie arbeiten müssen und nicht blos vor die Eitelkeit in dieser Welt leben, und so auch die Frauenzimmer, die oft zu halben Tagen zum Fenster heraus sehen, und nichts häusliches arbeiten.

Wenn die allgemeine Klugheit schädlich ist, so ist kein gefährlicherer Ort für junge Leute als eitle Frauenzimmergesellschaft; und eben so vor die Frauenzimmer nichts gefährlichers als eitle Jünglingsgesellschaften.

Belohnungen und Schande bringen Künste in die Höhe und befördern ihren Verfall. Belohnungen und Schande werden oft ein Volk klug und dumm machen können, wie man es haben will. Wenn einfältige Leute, die nur in wahren Verdiensten ihren Ruhm und ihr Glück suchen, deren Geschmack so wenig feiner geworden ist, daß er sich an alle die itzt erfundenen Quellen des Vergnügens nie gewöhnen

nen kann, die noch denken daß sie ihr Brod betteln oder entwenden, wenn sie es nicht verdienen, wenn diese die obersten Stellen im Staate bekleiden, wenn diese nur ein Gegenstand der öffentlichen Achtung sind, wer wird denn nicht gerne nützlich einfältig seyn wollen. Wie sehr wird diese Bemühung nützlich dumm zu seyn vermehrt werden, wenn dagegen eitle eingebildete kluge Leute sich durchgängig zurück gesetzt und verachtet sehen müssen. Kaum einer würde bey dieser Einrichtung in seiner Wahl zweifelhaft bleiben, und wenn er so hartnäckig wäre dennoch eitel und unnütze klug zu bleiben, so würde ich ihn mit seinem eigenen Schaden nützliche Einfalt lernen lassen und zum Lande hinaus jagen. Vorzüglich würde diese Cur mit den Erfindern neuer Modekünste vor alle Monate welche die Zeiten sehr verschlimmern, vorgenommen werden. Wie glücklich einfältig würden wir seyn, wenn jedem eitlen Menschen der den Aufwand im Modeputz und Eitelkeiten eine Staffel höher treiben wollen, auf die Art begegnet würde, und wenn diejenigen die zuerst die wunderliche Entdeckung bekannt gemacht haben, daß Religion und Tugend Vorurtheile wären, und nur die Wollust und Eitelkeiten glücklich machen können, eben das verdiente Schicksal erfahren hätten, welches einst dem Künstler der ein Mittel erfand das Glas biegsam zu machen, unverdienter Weise wiederfuhr, weil er sich die Hände verwundete.

18te Betrachtung.

Einer reichen Erndte.

Auf Menschenkinder, sehet! sehet! wie itzt der Segen abgemähet, in schweren Garben aufgehöhet, hier in so süsser Ordnung stehet! Es seh ihn, wer da sehen kann, mit Lust, doch nicht ohn Ehrfurcht an. Erwegt, was ihr für Menschen wäret, würd euch nicht von des Himmels Gunst, in der beliebten Landbaukunst, was uns so nöthig, nicht bescheret, erweget, was dazu gehört, eh das, was ihr itzt aufgehäuft, gesät, gewachsen, sich vermehret, und endlich auch nunmehr gereift.

Ich rede nicht vom Pflügen, Egen, vom Düngen, Säen und vom Mähn, als Dingen die von uns geschehn; ich spreche von des Himmels Segen, vom Sonnenschein, vom Thau, vom Regen. Erweget doch der Zeiten Länge, die zu dem allen nöthig war! Es sind ja fast drey viertel Jahr. Erweget der Minuten Menge, die Gott euch wollen günstig gönnen, und die euch alle schaden können! Wie viele Monat, mehr noch Wochen, wie mancher Tag, wie manche Nacht, sind früh und spät herein gebrochen, die immer Segen mitgebracht! Was uns der Himmel wollen gönnen, die Hoffnung von dem ganzen Jahr,

hätt

hätt uns nicht vielerley Gefahr, ein einzge Stunde rauben können. So aber hat uns Gott beschützet. Ach, würd es doch mit Ernst bedacht! Es hat zum Schaden nicht geblitzet, fast gar kein Donnerstrahl gekracht. Es hat kein wilder Sturm geschnaubet, kein Hagelschaur des Feldes Pracht, und, in ihr, unsern Schatz geraubet. Ach würd es doch mit Ernst bedacht! Es tränkte Kräuter, Klee und Gras, dem glatt- und fetten Vieh zur Weide, ein sanft und nicht zu oftes Naß, die Sonne reifte das Getreide. Es ist nunmehr so weit gediehen mit dem, was Gott uns hat beschert, daß, was der Schöpfer uns verliehen, man nunmehr in die Scheune fährt. Es können grosse Leiterwagen, womit die Lader sich bemühn, das raschelnde Gewicht kaum tragen, die Pferde kaum die Bürde ziehn. Seht, wie für diesen grossen Segen die Thüren fast zu niedrig seyn, wie, alles ordentlich zu legen, die grossen Scheunen fast zu klein.

Ach, laß es uns zum Nutz erspriessen, was man itzt in die Scheuren führt! Herr! laß es uns mit Dank geniessen, der Dir allein dafür gebührt! Ach, laß uns Deiner oft gedenken und Dir, o grosses All! allein ein Opfer unsrer Lippen schenken, das Dir gefällig möge seyn!

19te Betrachtung.

Was ich von unserer Vernunft vernünftig einzusehn vermag, Ist dieses: Daß sie anders nichts

Als eine Fähigkeit der Seelen, sich viel Ideen vorzustellen, und, nach gemachtem Ueberschlag, und richtigem Zusammenhalten, das Best' aus ihnen zu erwehlen. Ich sehe mit vielen Vergnügen und Freuden, den herrlichen Himmel, die liebliche Welt, die, unsre Seele durchs Auge zu weiden, ein mächtiger Schöpfer vor Augen gestellt, Sie weislich erschaffen, regieret, erhält. Ich seh und ergetze mich, dank und erhöhe die Weisheit, die gütige Liebe, die Macht, wodurch ich die himmlisch- und irrdische Pracht, in solcher ergetzenden Lieblichkeit sehe. Ach, laß Dir, o ewiger Schöpfer! mein Lallen, von thränenden Freuden begleitet, gefallen!

20te Betrachtung.

Es ist mehr als einmal die Frage aufgeworfen worden: Ob sich die Welt verbessere oder verschlimmere? — — — — Welch eine artige Aussicht in diese Welt zeigt sich bey dieser neugierigen Frage unserm Gemüthe.

the. Denn ziehet man hiebey das allgemeine Urtheil der Leute zu Rathe, so ist die Sache schon entschieden, alle Menschen urtheilen einstimmig zum Vortheil der alten Welt, welche die Poeten die goldne Zeit nennen und wovon sie die prächtigsten Beschreibungen zu machen wissen, sie nennen es auch: Das Zeitalter des Saturni, weil man sich aber auf poetische Erdichtungen und die gemeine Sage nicht verlassen kann, so muß man eine solche artige und besondere Frage aus den Geschichten und aus historischen Gründen beantworten.

Ehe die Menschen geschriebene Gesetze unter sich hatten, in Gesellschaft zusammen traten und Städte baueten, lebten sie im natürlichen Stande. Doch wir wissen hievon sehr wenig zu sagen, weil die ältesten Nachrichten, die wir haben, dunkel, mangelhaft und in poetische Fabeln eingewickelt sind. So viel siehet man aber doch, daß Sünde und Bosheit in diesem Stande so weit die Oberhand gehabt haben, daß die Menschen ihr bestes Kleinod, nehmlich die Freiheit, der gemeinen Sicherheit aufopfern, Gesellschaften errichten, und sich der Oberherrschaft anderer unterwerfen müssen. Eine solche Verbesserungsart giebt deutlich genug zu erkennen, daß die Krankheit stark müsse geraset haben, und daß es den ersten Menschen, wie gewissen Patienten, ergangen sey, die sich aus Noth ein Glied abschneiden las-

lassen müssen, um den ganzen Leib zu erhalten. Die alten Geschichtschreiber und die Poeten mögen demnach von der goldnen Zeit, vom Zeitalter des Saturni und von dem unschuldigen Schäferleben der ersten Welt so prächtig reden, als sie wollen, so kann man doch aus der Stifftung der Republiken und freywilliger Errichtung und Erbauung der Gefängnisse, Gerichte und Schandsäulen deutlich einsehen, daß dieser Stand und dieses Leben der Hirten nicht so voller Einfalt und Unschuld gewesen, als man vorgeben will. Man siehet auch, daß die Menschen eben nicht lange im Stande der Natur gelebet haben, denn wir finden, das kurz nach der Sündfluth Reiche und Gesellschaften gestiftet worden, daß man also aus dem Alterthum der Regierungen und Reiche gar wohl die kurze Dauer des natürlichen Standes abnehmen kann.

Von den Zeiten an, da wir etliche zuverläßige historische Nachrichten haben, hat die Welt ihre guten und schlimmen Abwechselungen, gleichsam ihre Ebbe und Fluth gehabt; man findet aber auch zugleich, daß sie allezeit böse gewesen, ob sich gleich die äussern Umstände und Verfassungen oft geändert haben. Denn wenn man ja Fehler und Unvollkommenheiten wegschaffen wollen, so hat man dieselben nicht so wohl gehoben, als sie vielmehr nur andern Fehlern und Unvollkommenheiten Platz machen heissen.

heissen. Die harten Urtheile, welche man über die neuere Welt gefället hat, rühren, meines Erachtens, vornehmlich daher, daß der Mensch nicht auf das Ganze, sondern nur auf gewisse Theile siehet, das ist, die Welt nicht überhaupt sondern nur dieses und jenes Land insonderheit betrachtet und beurtheilet. Denn, wenn man die Geschichte der Königreiche und Republiken untersuchet, so findet man, daß die mehresten kurz nach ihrer Geburt blühend gewesen, bey ihrem Wachsthum nach und nach in Verfall, und endlich gegen das Ende in eine gänzliche und allgemeine Verderbniß gerathen, so, daß die überhandnehmenden Laster und Unordnungen zuletzt ihren völligen Untergang nach sich gezogen. Hieraus, man merke es wohl, ist denn der Begriff entstanden, den man sich von dem menschlichen Geschlechte überhaupt gemacht hat, da man der Welt eine Jugend, ein männliches und ein hohes Alter beygeleget, und sich das letzte Zeitalter der Welt als das schwächste und sündhafteste vorgestellet hat.

Daß aber diese Folgerung welche aus der Historie der Reiche und Republiken hergeleitet wird, unrichtig und ohne zureichenden Grund sey, siehet man, wenn man auf die Geschichte und Veränderungen die sich in der ganzen Welt überhaupt begeben haben, ein Auge richtet. Ein jedes Reich, eine jede Republik und Volk, insonderheit betrachtet, ist in den ersten Jah-

ren und gleich nach seinem Anfange gemeiniglich in guter Verfassung. Denn ein jeder Stifter und Urheber macht sich eine Ehre daraus, sein Gestifte im Stande zu erhalten, und das Werk seiner Hände nicht verderben zu lassen. Daher pflegen auch alle Beamte das erste Jahr am treuesten, geschicktesten und fleißigsten zu seyn. Allein, da aus einem zerrütteten und kranken Reiche eine neue, wohlbestellte und gesunde Republik, und aus einer verfallenen und kranken Republik, wieder ein gesundes und neues Reich entstehen kann: so folget daraus nichts weiter, als das gute Gesetze, Verfassungen, und Menschenliebe mit der Zeit in Verfall gerathen, und so zu reden gleichsam alt und abgelebt werden, und daß dieselben mit der Zeit wieder aufleben und zu der vorigen, ja bisweilen zu noch grösserer Kraft kommen. Dieses lässt sich aus den Geschichten mit vielen Beyspielen beweisen. Denn eine und eben dieselbe Gesellschaft oder Republik ist bald ein Muster der Tugenden und Menschenliebe, bald ein Inbegriff der Laster und Lieblosigkeit gegen den Nächsten, bald wieder ein Muster der Tugenden gewesen. Man siehet auch, daß Tugenden und nützliche Wissenschaften, wenn sie bey einem Volke gänzlich aussterben und untergehen, bey einem andern Volke wieder lebendig werden, und empor kommen. In Italien und Griechenland wurden vor diesem die heroischen Tugenden im höchsten Grade ausgeübet;

heu-

heutiges Tages aber sind diese Länder eben so fruchtbar an verzagten Männern und faulen Müssiggängern, als ehedem an Helden und Philosophen. Man kann hingegen Länder zeigen, deren Einwohner in alten Zeiten die allerrauhesten und ungesittesten Völker gewesen, die aber itzt eine Zierde der Erde sind. Man darf nur den ehemaligen Zustand des Rußischen Reichs mit dem itzigen vergleichen, so wird man hiervon zureichend überzeuget werden. Es könnte auch wohl geschehen, daß die barbarische und finstere Türkey ein Sitz der Musen würde, und daß unsere Nachkommen nach Constantinopel, Tunis, Tripolis oder Algier reiseten, um sich in Künsten und Wissenschaften unterrichten zu lassen.

Eine andere Ursache dieses Irrthums und der harten Urtheile, die man über die neuern Zeiten fället, sind die täglichen Klagen und Winseleyen mißvergnügter, oder alter mürrischer Männer und Weiber; denn solchen abgelebten Leuten geht es gemeiniglich, wie traurigen Köpfen, oder solchen Patienten, die am hitzigen Fieber krank liegen, und sich immer einbilden, daß die Luft voll Gespenster sey. Sie beurtheilen die Welt nach der Verderbniß ihrer eigenen Feuchtigkeiten, und, weil diese verdorben sind, so meynen sie, es sey alles in der Welt verdorben; daher man sie beständig von den vorigen herrlichen Zeiten reden höret;

 vom

vom Ueberflusse an Geld und Einnahme, (so zum Theil wahr ist, weil sich Handel und Wandel verändert hat, in vielen Ländern nicht mehr so wie ehedem blühet, folglich das Geld auch nicht mehr so circuliren kann) welches auch der Dichter gewußt hat, der einem bejahrten Manne diesen Charakter beileget:

Er lobt die alte Zeit, da er ein Jüngling war,
Ist immer voll Verdruß, bedroht und straft die Jugend;
Und setzt sein eigen Werk zur Regel aller Tugend.

Wenn man demnach seine unpartheiische Meinung hiervon eröffnen soll, so kann man nichts anders sagen, als daß die Welt noch fast eben so beschaffen sey, als sie vor diesem beschaffen gewesen. Sollte demnach einer von den alten Patriarchen von Todten auferstehen, so würde er eben dieselben Laster und Unarten in der Welt antreffen, nur daß man sie anders nennte, er würde finden, daß Ungerechtigkeit, Lieblosigkeit gegen den Nächsten, Neid, Zorn, Geiz, Mord, Krieg, Wucher und Heucheley fast in eben dem Grade, nur auf eine andere Art verübet und getrieben werden. Die Materie oder das wesentliche bleibt eben dasselbe, nur die äussere Gestalt und Art ist verändert. Und hierdurch unterscheidet sich vornehmlich die

neuere

neuere Welt von der alten Welt. Unsere Vorfahren schlugen eben so wohl Menschen todt, als die Leute, die heutiges Tages leben, denn man siehet ja, daß gleich nach der Schöpfung der Welt Cain seinen Bruder Abel umgebracht. Der Unterschied besteht nur darinn, daß unsere Vorfahren gerade zum Werke schritten, da es hingegen die Menschen jüngerer Zeiten auf eine feinere Art anfangen, und mit einer gewissen Höflichkeit Mord und Todschlag verüben. Joab erstach dort den Abner, indem er ihn freundlich grüssete und küsste, und dieser hat andern zu feinen und höflichen Mordthaten gleichsam den Weg gebahnet, weil er viel darinn zu Nachfolgern gehabt, so, daß es in den letztern Zeiten und in der greulichen Zeit der letzten Tage der Welt eine höfliche wiewohl entsetzliche Mode geworden, Menschen unter dem Schein der Freundschaft zu ermorden; und wie der Poet sagt:

— — — Tenui pulmone rubetae,

Durch eines Süppchens Kraft die Menschen zu entseelen.

Oder wie der französische Satyrenschreiben Boileau schreibt:

Avec respèt enfoncer le poignard.

Mit Hochachtung den Dolch in eines Brust zu stossen.

In der alten Welt hat man eben so wohl ungerechte Kriege geführet, als in der neuern. Nur daß es heutiges Tages auf eine andere Art geschiehet. Die Alten fiengen ungerechte Kriege an, ohne denselben eine Farbe anzustreichen, und sie durch allerhand ausgesonnene Gründe zu rechtfertigen. Heute zu Tage aber entschuldiget man sich durch öffentliche Kriegserklärungen, worinn man bezeuget, daß man aus höchster Noth und recht gezwungen, die Waffen habe ergreifen müssen; ja man bittet einander gleichsam um Erlaubniß, sich Schaden zuzufügen und Gewaltthätigkeiten auszuüben. Zum Beweise hievon könnte man unzähliche Fehdebriefe und Kriegsmanifeste der neuern Welt anführen, worinn die Friedensbrecher Gott zum Zeugen anrufen, wie sie gezwungen worden zu den Waffen zu greifen, und wie herzlich leid es ihnen thue, daß sie den Frieden mit ihren lieben Nachbarn brechen müssen. Man bedenke, wenn **Alexander der Grosse** den Jupiter zum Zeugen seines friedfertigen Gemüths angerufen, und in einem Manifest bezeuget hätte, wie herzlich leid es ihm thäte, daß er den Frieden mit seinem geliebten Bruder, dem Könige **Darius**, brechen und ihn feindlich überfallen müßte; man bedenke, sage ich, was wohl die Weltweisen der damaligen Zeit, insonderheit sein berühmter Lehrmeister, **Aristoteles**, ob es gleich Heyden waren, davon geurtheilet haben würden. Ich, für mein Theil, bin mehr

mit

mit dem Cingiskan, Tamerlan und andern solchen Heerführern zufrieden; welche hierinn aufrichtig zu Werke gegangen sind, und Gott von solchen Handlungen weggelassen haben, an denen er weder Theil haben kann noch will. (Diese Anmerkung ist von einem verstorbenen berühmten Gelehrten.)

Unsere alte Vorfahren hingegen warneten einander vorher, ehe sie den Angriff thaten, weil sie es für unerlaubt hielten, den Feind zu überrumpeln, daher sie denn allemal Zeit und Ort zur Schlacht bestimmten. Die heutigen Generale verfahren ganz anders. Sie halten es für thöricht, dem Feinde von ihren Anschlägen Nachricht zu geben, sondern sie suchen ihn vielmehr unvermuthet zu überfallen, oftmals wenn es donnert und blitzet, um sich des Sieges desto besser zu versichern. Die neue Welt beobachtet demnach dasjenige beym Anfange eines Krieges, was die Alten in dem Fortgange und bey würklicher Führung des Krieges beobachteten, und so auch umgekehrt. Woraus denn erhellet, daß die Sache ungeachtet dieser verkehrten Ordnung einerley und eben dieselbe sey. Denn die neue Welt tadelt eben nicht die alten Sünden, sondern nur die alten Moden und Gebräuche. Es ist möglich, daß, wenn die Welt länger stehet, die alten Moden wieder aufkommen, wie man solches auch in Ansehung der Kleidertrachten der Mannspersonen,

und der Frauenzimmer Kopfzeuger wirklich gewahr wird. Jener Dichter singt:

Was man anitzo braucht, das wird man einst vergessen,
Kleider und Hauben thut man itzt ganz anders messen.

Doch muß man dieses, als etwas rühmliches von den neuern Zeiten, anmerken, daß man nicht mehr auf eine so barbarische Art Krieg führet, als man wohl in den alten Zeiten zu thun pflegte. Denn es war vor Alters gewöhnlich, in des Feindes Landen zu sengen und zu brennen, und nieder zu machen, was man darinn antraf, so, daß auch oft der kleinen Kinder nicht geschonet wurde. Und dieses barbarische Wesen daurete bis in das vorige Jahrhundert, da man erst anfing, auf eine bescheidenere Art Krieg zu führen. Man kann davon etliche Stellen im Antimachiavel nachlesen.

Unkeuschheit und Hurerey gieng in den alten Zeiten eben so wohl im Schwange, als itzo. Die Nymphen und zärtlichen Schäferinnen der alten Welt erblassten zwar gleich vor Verdruß, wenn sie den Namen eines Junggesellen oder annehmlichen Hirten aussprechen hörten, allein man sieht doch, daß es nur zum Schein geschehen, und daß die Rollen oder Listen

sten abgenutzter und verlegener Jungferschaften damals eben so groß gewesen, als zu unsern Zeiten. Man kann die sittsamen Jungferchen der alten Welt mit gewissen Commendanten vergleichen, die ihre Vestungen nicht gleich auf die erste Aufforderung übergeben wollen, sondern erst erwarten, daß man etliche Bomben in die Vestung wirft, damit man nicht sagen könne, daß sie sich ohne Widerstand ergeben hätten. Es ist doch einerley, ob eine Jungfer sich so gleich ohne Bedingung ergiebt, oder ob sie zu ihrem Buhler sagt: Ich falle nicht, wo du mich nicht umstössest. Die Jungfern der ehemaligen und itzigen Zeit lassen sich dennoch nur mit dem Unterscheide überwinden, daß jene ohne Weitläuftigkeit zum Werke schritten, diese hingegen eine gewisse Art des Wohlstandes beobachten, und sich ihre Pucellage nicht anders, als mit Ordnung und nach Regeln haben wollen nehmen lassen. Diejenigen Frauenzimmer, welche sich hier getroffen finden, mögen sich selbst vertheidigen. Ich kann ihr Advokat nicht seyn.

Die heutigen bürgerlichen Gesetze sind gegründeter und vernünftiger, als die alten. Denn man mag die griechischen und römischen Gesetze so sehr heraus loben, als man will, so ist es doch nicht zu leugnen, daß sich viele seltsame und wunderliche Verordnungen darunter befinden. Um noch mehr von meinem obigen

Ausspruche überzeugt zu werden, darf man nur die alten nordischen Gesetze durchblättern. In diesen Gesetzen war geboten, die Streitigkeiten durch Zweykämpfe zu entscheiden. Die Beklagten mussten ihre Unschuld dadurch erweisen, daß sie ein glühendes Eisen trugen. Nach den friesischen Gesetzen wurden diejenigen, so die Tempel der Götzen geplündert hatten, ihrer Mannheit beraubet, und hernach den Göttern solcher Tempel geopfert. Die bayerischen Gesetze legten einen Ehebrecher blos diese Stafe auf, daß er demjenigen, welchem er Hörner aufgesetzt hatte, 160. Schillinge geben mußte. Der Diebstahl wurde in etlicheo deutschen Ländern mit dem Tode gestraft, da man im Gegentheil Vater- und Brudermord mit Gelde büssen konnte. Ein gewisses altes englisches Gesetz befahl, eine Hure für jede Nacht zu bezahlen, und in einer alten dänischen Verordnung wird unter einer Mordthat an einem Seeländer, oder Landländer ein grosser Unterschied gemacht. In dem so genannten Sachsen- und Schwabenspiegel sind viel ungereimte Dinge enthalten. Es heißt unter andern darinnen: Gott habe zwey Schwerdter ausgetheilet, und das eine dem Kaiser, und das andere dem Pabste gegeben, ingleichen, es sollten sechs Welten seyn, und eine jede derselben tausend Jahr alt werden ꝛc. Dieses mag genug seyn zu einem Beweise dessen, daß man in den alten Gesetzen viele ungereimte

reimte Dinge finde, daß die heutiges Tages eingeführten Gesetze mehrern Grund in der Vernunft und Billigkeit haben, und daß die neuere Welt in diesem Stücke verbessert sey. Es kömmt demnach nur darauf an, ob die Menschen heutiges Tages den vollkommenen Gesetzen mit grösserm Eifer gemäß leben, als die Alten ihren unvollkommenen Verordnungen nachgelebt haben.

Was die Processe und Rechtshändel betrifft, so scheinet es, als ob itzt mehr Processe als vor diesem wären. Aber man muß auch wissen, daß unsere Vorfahren eine Sache in einem Tage durch das Faustrecht abthaten, worüber man itzo ganze Jahre rechtet. Wenn die Wissenschaft der Rechte damals so hoch gestiegen gewesen wäre, als itzt, und wenn in der alten Welt so viele brave Advokaten gelebt hätten, als in der neuen, so würden der Processe eben so viel gewesen seyn. Denn man findet, daß die lieben Alten eben so rachgierig gewesen, als die Menschen heutiges Tages sind, u. ich zweifle sehr, daß in unsern Zeiten ganz Europa einen Feldzug nach Asien thun, und daselbst einen zehnjährigen Krieg führen würde, um das Unrecht zu ahnden, welches einem einzigen Hahnrey wiederfahren war. Wie in dem trojanischen Kriege geschahe, der blos dem Menelaus zu Gefallen angefangen wurde, dessen Gemahlinn, die Helena, Paris mit ih-

rem Willen entführt hatte. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß man sich itzo besonders unter den Geistlichen, um geringe Dinge gewaltig streitet, um welche sich unsere Vorfahren nicht bekümmert haben. Die Theologie aber war damals noch nicht zu der Vollkommenheit gelanget, in welcher wir sie heutiges Tages haben. Denn ob gleich bey den Alten mehr Glauben zu finden war, so hatten sie doch nicht so viele Glaubensartickel.

Man hielt damals ein Versprechen weit gültiger, als itzo. Denn ein blosses Ja, oder ein Handschlag war bey den Alten verbindlicher und stärker, als itzt die mit Eid und Schwur bekräftigten Vorträge. Die Alten wußten auch weniger von der Verstellung, und man konnte damals einen ehrlichen Mann noch in etwas von einem Verstellten unterscheiden. Itzo hingegen ist es fast eine allgemeine Kunst, sich zu verstellen, die Falschheit verbirgt sich unter dem Mantel der Ehrlichkeit, und die Gottlosigkeit unter dem Mantel der Gottesfurcht. Stolz, Pracht und Hoffart hat in den letzten Zeiten, besonders unter dem gemeinen Volke, so überhand genommen, daß die Welt seit hundert Jahren fast unkenntlich geworden. Gold und Silber auf Kleider und Westen, Sammet und Seide und bordirte Hüte, macht daß man nicht weiß zu welchem Range mancher zu zählen ist. Die Titel sind

heu-

heutiges Tages eben so hoch gestiegen, daß, wenn es so fort währen sollte, Kaiser und Könige mit der Zeit wenig oder nichts davon für sich behalten würden. Eine Dienstmagd will Mademoiselle, und eine Jungfer will Fräulein heissen. Mancher Richter und Rathsherr schämet sich des alten Titels Wohlweiser, und will nicht anders, als Wohlgebohrner Herr, gescholten seyn. Wer sonst Achtbar hieß, heisst nun Hochedler, und wer sonst Ehrsam hieß, heisst nun Hochedelgebohrner. Mich dünkt, man wird mit der Zeit auf neue Titel bedacht seyn müssen. Denn wenn Privatpersonen Hochedelgebohrne und Obrigkeitliche Personen Hochgebohrne werden, so müssen sich Fürstliche Personen Titel aus Orient verschreiben, weil Europa an höhern Titeln keinen Vorrath mehr hat. Kurz, von der unsinnigen Titelsucht wäre viel zu sagen.

Die Liebe zum Vaterlande und der Eifer für das gemeine Beste mag wohl vor Alters grösser als itzt gewesen seyn. Eigennutz, Kaltsinn und unrichtige Ehrliebe hat immer zugenommen, die Liebe zum Nächsten ist fast gänzlich erkaltet, Geldgeiz und Stolz nimmt täglich zu; Armuth und Nahrlosigkeit nimmt auch täglich zu, was wollen das endlich vor Zeiten für die Nachkommen werden! Man denke nur selbst hierbey nach. Itzt bestehet gemeiniglich der Vorzug und die Ehre eines

Bür-

Bürgers darinn, daß er in Friedenszeiten seinen Mitbürger oben an gehen lässt, und in Kriegszeiten von allen Bürden und Abgaben befreyet seyn will, ihre Einwendung ist diese: Es sind der Abgaben so schon genug und keine Nahrung ist nicht. Armuth klagt vor allen Thüren. Der Reiche zwingt den Armen, dringt ihm seinen Schweis ab, nur daß seine Thaler klingen und der Geldkasten voll wird; und klagt verstellt mit wie der nothdürftige Arme aus Noth klagen muß. — — — Welche Zeiten haben wir erlebet! Menschen leben in der Welt, davon die mehresten fleischerne Leiber aber stählerne Herzen haben, der Weise siehet es und jammert deswegen zu dem Schöpfer in der Stille und wünschet daß Gott Land und Leute bessere; oder vielmehr, daß sich die Menschen mögen verbessern lassen.

In den neuern Zeiten sind unterschiedliche Laster abgestellt worden, die ehedem in vollem Schwange gegangen sind. Hieher rechne ich unter andern die Völlerey und Trunkenheit, welche damals eine Galanterie war, itzo aber ein Gespötte ist. Das Fressen war sonst auch ein gemeines Handwerk. Eine in die Wochen gekommene Kindbetterinn, eine Hochzeit vornehmer Leute setzte ganze Strassen in Bewegung, und man konnte sich bisweilen zehnmal dicke fressen und zehn Räusche ausschlafen, ehe ein solches Fest vorbey war. Heute zu Tage,

da die Nahrung abgenommen hat, bewirthet man die Leute bey den Wochenbetten öfters mit nichts als mit Caffee, manche setzen ihren Gästen etwas Gebacknes, oder eine Pfeife Taback vor. Man muß also gestehen, daß die neue Welt mässiger und nüchterner sey, als die alte. Denn ob man gleich itzt bey gewissen Gelegenheiten oft sehr viele Gerichte von Speisen aufsetzt: so nöthiget man doch niemand, über sein Vermögen zu essen und zu trinken, sondern hat gelernet, daß man isset um zu leben, und daß man nicht lebet, um nur zu essen und zu trinken.

Schlägereyen und Zänkereyen, sind endlich durch die scharfen Gesetze die das Faustrecht gänzlich abgeschaffet aus der Mode gekommen, und man kann solches für eine Wirkung dessen ansehen. daß das Saufen abgestellet worden.

Die ehemaligen Schauspiele, oder Comödien waren unverschämt, voller ärgerlicher Zoten und schmutzig; in den neuern Zeiten aber ist auch hierinn eine ziemliche Verbesserung vorgenommen wordeu. Denn man darf nur die alten Lustspiele und Satiren gegen diejenigen halten, die in unsern Tagen geschrieben werden, so wird man sehen, daß die groben Schmähschriften und schmutzigen Redensarten in eine feine Sittenlehre sind verwandelt worden.

Mit

Mit der Erziehung der Jugend ist es in den alten Zeiten auch mehrentheils schlechter bestellt gewesen, da nehmlich die Schulmeister mehr wie Richter als Lehrer anzusehen waren. Es hegten auch die Eltern sehr übelgegründete Meynungen in Ansehung ihner Kinder, als welchen sie die Wohlfarth ganzer Familien und Länder aufopferten. Man findet fast überall bemerket, daß regierende Herren damals ihre Länder unter ihre Kinder getheilet, wodurch die mächtigsten und blühendesten Reiche in einen jämmerlichen Zustand gesetzt worden. Es haben auch die vielen betrübten Exempel diese unzeitige Sorge für das Erbtheil der Kinder nicht mässigen können. Denn die Gewohnheit das Land unter die Kinder zu theilen, hat man im vorigen Jahrhundert fast überall noch beobachtet, als um welche Zeit das Recht der Erstgeburt, oder das Jus Majoratus in den mehresten Ländern erst eingeführet worden ist.

In der Dichtkunst, Beredsamkeit und Historie hat die neue Welt der alten nicht gleich kommen können. Dieses geben die meisten zu, diejenigen aber, welche behaupten, daß die neue Welt es in gedachten Wissenschaften nie zu solcher Vollkommenheit bringen könne, gehen darinn etwas zu weit. Wo blieben denn sonst der verstorbene vortreffliche Dichter Gellert, Brock, Klopstock, Haller, Hagedorn, Zachariä u. s. w. Der Herr von Fontenelle sagt:

Weil

Weil die Bäume, die heutiges Tages wachsen, eben so groß sind, als die alten: so kann auch noch wohl itzt ein Homer, ein Plato und ein Demosthenes gebohren werden.

Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß die Studia und Wissenschaften überhaupt in unsern Zeiten einen höhern Grad der Vollkommenheit erreichet haben, wiewohl man die alte Welt deswegen nicht mit Grunde tadeln kann, zumal da uns die Alten zu vielen wichtigen Wissenschaften und nützlichen Erfindungen, welche in unsern Zeiten zur Vollkommenheit gediehen sind, Anlaß und Gelegenheit gegeben haben. Denn es heisst: Facile est inventis addere. Wenn eine Sache einmal erfunden ist: so lässt sich dieselbe leicht verbessern, und zur Vollkommenheit bringen. Die Vollkommenheit der Wissenschaften ist eine natürliche Wirkung und Folge des Alters der Welt. Wenn also die heutigen Gelehrten und Künstler ihre Wissenschaft für grösser und gründlicher ausgeben, als der Vorfahren ihre: so kann man ihnen eben das antworten, was dort Clitus dem Alexander antwortete: Du hast gesieget, aber mit den Soldaten deines Vaters. Man kann aber auch sagen, daß, wenn die neuere Welt mehrere Dinge weis, sie auch mehrere unnütze Dinge weis, als die alte Welt.

Denn gewissermassen lässt sich dasjenige sehr wohl auf unsere Zeiten deuten, was Cleanthes von seiner Zeit sagte, nämlich: die Alten bekümmerten sich mehr um Sachen, die heutigen Menschen aber mehr um Worte. Man kann solches beym Stobäo nachlesen. Sonst stehen etliche auch in den Gedanken, daß den Alten mehrere besondere Wissenschaften bekannt gewesen, die heutiges Tages ganz unbekannt sind. Wenn es wahr ist, was man von dem Democrito erzählet, daß er bey dem ersten Anblick eines Frauenzimmers sehen können, ob dasselbe seine Jungferschaft noch habe oder nicht: so muß man gestehen, daß derselbe vor den itzigen Naturkündigern einen großen Vorzug gehabt. Es ist aber auch zugleich ein Glück für unser Frauenzimmer, daß die heutigen Physici nicht so gelehrt sind.

Der Aberglaube hat in den alten Zeiten überhaupt eine grössere Macht gehabt, als heutiges Tages. Itzt höret man nicht mehr von so vielen Wunderwerken, und siehet auch so viele Gespenster nicht mehr, als ehemals. Ich sage, man siehet nicht so viele Gespenster mehr, als in den alten Zeiten. Denn ich bin nicht so verwegen, wie etliche Menschen itzo wohl sind, alles, was von Gespenstern erzehlt wird, zu leugnen, insonderheit, wenn mehrere Zeugen da sind, die solche zugleich gehöret und gesehen haben. Denn wenn man

alles,

alles, was man selbst nebst andern höret oder siehet, für ein Gaukelspiel, für Blendwerk und Einbildungen ausgeben will, so ist das eben so viel, als ob man die Richtigkeit und Untrüglichkeit seiner Sinnen leugnen, die gesunde Philosophie verwerfen und eine schädliche Acatalepsie, (Der Irrthum, da man meynt, daß keine Sache begreiflich ist) oder den Pyrrhonismum (da man an allen Sachen zweifelt) einführen wollte. Was aber solche Erscheinungen und Gespenster eigentlich seyn, davon erkühne ich mich mit Gewißheit nichts zu behaupten. Ich will nur so viel sagen, daß mir keine Meynung davon ungegründeter zu seyn scheinet, als derjenigen ihre, welche solches alles für eine Gauckeley des Teufels ansehen. Weil ich mich in meinen philosophischen Betrachtungen weder an gewisse angenommene Meynungen binde, noch mich durch die Menge, oder durch das grosse Ansehen derer, die etwas behaupten, einnehmen und hinreissen lasse: so trete ich hierinn lieber dem Haufen der alten Weiber, als der gelehrten Männer bey; weil ich in dem, was jene davon glauben, lange nicht so viel Ungereimtheit finde, als in den Meynungen der letztern. Nach dem Glauben des einfältigen und rohen Pöbels und der alten Weiber, sind die Gespenster nichts anders, als Erscheinungen der Verstorbenen, und man nennt sie daher gemeiniglich, Todte; abgeschiedene Seelen. Diese Meynung mag nun

 von

von den Gelehrten und manchen Predigern so sehr verlacht werden, als sie will: so lässt sie sich doch mit besserm Schein und Grunde behaupten und vertheidigen, als die ihrige. Denn da die mehresten Gespenster sich auf Kirchhöfen, in Kirchen und an wüsten und einsamen Oertern, wo sich Todtengebeine befunden, sehen lassen sollen, so konnte man gar leicht auf die Gedanken gerathen, daß es die Seelen, (Genii) der Verstorbenen seyn müssten, zumal da wir nicht eigentlich wissen, was Geister seyn, und daher von ihren Eigenschaften und Wirkungen ausser den Leibern nichts Zuverlässiges sagen können. Die Meynung der Gelehrten hingegen, nach welcher solches alles nur ein Blendwerk und Gauckelspiel des Teufels seyn soll, ist ganz ungereimt, und streitet mit der Beschreibung welche uns die Prediger selbst von dem bösen Feinde geben. Sie sagen er sey ein abgefallener listiger Engel, und machen ihn doch hier zu einem Affen, der gleichsam aus Unverstand an öden Oertern herumläuft, ohne eine weitere Absicht dabey zu haben. Sie sagen, er sey der gefährlichste und schädlichste Feind des menschlichen Geschlechts, und mahlen ihn doch ab, als einen solchen, der sich sehen lässt und Gauckelpossen macht, die Menschen in Furcht zu setzen, und zur Busse aufzuwecken. Sie legen ihm also streitige Eigenschaften bey, und stellen ihn als einen Staatsmann und albernen Unsinnigen,

als

als eine listige Schlange, und als ein junges muthwilliges Thier, als einen Feind, und zugleich als einen Freund des menschlichen Geschlechts vor. Ich, für meine Person, behaupte hierinn nichts gewisses. Ich unterschreibe weder die Meynungen der Ungelehrten, noch der Gelehrten. Ich sage nur, daß die Meynung der erstern nicht so ungereimt sey, als die Meynung der letztern.

Eine gesunde Philosophie hat Häuser, Kirchen und Gottesäcker von Gespenstern und Erscheinungen der Verstorbenen gereiniget, und eben das an solchen Oertern ausgerichtet, was die Katzen in Küchen und Kellern thun, die von Mäusen wimmeln. Es gilt aber auch hier, was man von unterschiedlichen andern Dingen sagen muß, daß man nämlich bey Vermeidung und Bestreitung des einen Abweges wieder auf den entgegenstehenden gerathen, indem sich der Aberglaube bey vielen in Unglauben verwandelt hat.

Dieses sind die Gründe und Gegengründe, welche man bey dieser Streitfrage von dem Vorzuge der alten oder neuen Welt anbringen kann. Es erhellet daraus, daß, wenn die Sache gerichtlich ausgemacht werden sollte, der Richter sehr zweifelhaft seyn würde, was er für einen Ausspruch thun sollte. Wenn ich von den Advokaten und Vertheidigern beyder Wel-

ten zum Richter und Schiedsmann angenommen würde, so wiese ich die Sache von mir, oder sähe sie, als beschlossen an, und verurtheilte beyde Partheyen dahin, die Unkosten gegen einander aufzuheben.

21te Betrachtung.

Eine besondere Aussicht in diese Welt, kann man diejenige nennen, welche die Handlungen, Geberden und Sachen der mehresten Menschen, mit einem scharfsinnigen Auge besiehet, und es ist schon der Mühe werth, eine solche Aussicht zu sehen, zumal in unsern Tagen, wo man, so zu reden, mit der Maske vor dem Gesichte gehet.

Man könte sagen, daß der Mensch viele Gleichheit mit einer Uhr hat, das Herz kan das Triebwerk und die äusserlichen Gliedmassen das Zifferblatt vorstellen; denn einem Menschen, den die Verstellungskunst noch nicht verderbt, kan man an seinen Minen, Geberden, Stellungen und Gang ansehen, was sein Herz denkt. Wo sind aber diejenigen Menschen, von denen man sagen kan, sie denken immer, wie sie handeln, und handeln, wie sie denken. Die Menschen sind schlau, sie suchen die bösen Begierden durch eine äusserliche Vorstellung zu ver-

verbergen, und Tugenden dichten sie sich durch falsche Geberden und eine gekünstelte Aufführung an.

Jener verstellte Freundliche, drückt seinem Freund im Vorbeygehen so freundlich die Hand, und sein Freund denket von ihm, daß er sich seiner bey seinem Gesuch werde annehmen. Aber weit gefehlt. Ich war dabey, wie er zu seinem Bedienten sagte: Sein Freund **Lorenz** sey ein nasenweiser Mensch und verlange abgeschmackte Dinge: man müsse ihn abweisen. Da klang es anders als beym Händedrücken; und als bey dem Freundnennen. So regieret die Verstellung bey den mehresten Menschen. Es sollte nicht so seyn.

Es ist eben nicht lange, so erzählte **Henriette Friederiken** mit vieler Betrübniß ihres Herzens, wie heftig ihrer Ehrlichkeit von einem vornehmen Mann zugesetzet werde, wenn sie ihre bedaurungswürdige Umstände seiner hohen Vorsprache empfehlen wolle, und wie geneigt derselbe seyn würde, ihr einen glückseligen Zustand zu verschaffen, wenn sie sich zu seinem Willen bequemen könte. Friderika entsetzt sich über das Unternehmen eines solchen Mannes, sieht sie mit grossen Augen an, und hält den Mund offen, so lange Henriette erzählt. Endlich ermahnt sie das unglückliche Weib, ehrlich zu bleiben, und in der Stille ihr Schicksal mit

Gedult zu erwarten. Was thut aber die schlechte Friderike? Sie geht zu dem vornehmen Mann hin, verklagt die dumme Henriette, die ihr Glück nicht versteht, und — — — — — weiter weiß ich nichts, als daß Henriette, bey ihrer gerechten Sache keine Erhörung findet.

Man hat noch keinen fleissigern Kirchengänger gesehen, als den eifrigen Willep. In der Kirche bewegt er weder Hand noch Fuß, desto geschäftiger aber ist er mit seinem Kopf. Bald neigt er seine Ohren gegen die Kanzel hin, bald sieht er dem Prediger in das Gesicht, bald zieht er die Augen unter sich, und scheint der Predigt nachzudenken, plötzlich aber wirft er andächtige Blicke in die Höhe. Dem ohngeachtet ist niemand unachtsamer, als der heuchlerische Willep. Man frage ihn, wenn man will, so weiß er nicht, was der Prediger gesagt hat. Zu welchem Ende aber zwingt er sich, andächtig zu scheinen? Er sucht eine fromme reiche Wittwe durch seine Scheinheiligkeit ins Garn zu bringen. Dieser Willep hat noch viele Brüder in der Welt.

In einer grossen Gesellschaft befande sich ein alter Rechtsgelehrter, der iedermann mit seinen Casibus in Terminis anfiel. Lorian war der nächste und beste, den er bey der Hand nahm und etwas auf die Seite zog. Herr, sagte

sagte er, lassen Sie sich doch einen curiösen Casum erzählen! Bey dem Worte curiös starrte Lorian den alten Juristen schon an und schlung seine Arme in einander. Denken Sie, fuhr Bartolus fort, was ein Notarius Cäsareus Publikus (Lorian tritt einen Schritt zurück und schüttelt seinen blöden Kopf) vor einen enormen Fehler dieser Tagen gemacht hat, daß er in einem Testament (hier macht Lorian die Mine eines Verwunderers und schnellt mit dem Finger) die Institutionem Heredis, auf deutsch, Erbeinsetzung vergessen hat. Lorian schlägt den in die Höhe gehobenen Zeigefinger fünfmal in die Luft, spitzt den Mund zusammen, und meynt, es sey unnötig zu reden, weil der Testator vor seinem Ende von nichts als Legaten gesprochen habe, (weil hier Bartolus lacht, so lacht Lorian noch viel heftiger, schüttelt wieder den schwachen Kopf und hebt den Bauch,) da er doch wissen sollte, daß Heredis Institutio Basis et Fundamentum eines Testaments sey, (Lorian lacht zwey Minuten an einander fort in abgebrochenen Tönen) was meynen Sie nun, daß man einem solchen Idioten thun sollte? Hier wusste Lorian nichts zu sagen, weil er überhaupt nicht ein Wort Latein, viel weniger etwas vom Recht verstund; aber er wusste sich schon zu helfen; er machte ein breites Maul, und streckte ganz verächtlich beede flache Hände so lang hinaus, bis ihm Bartolus mit seinem Urtheil zu Hülfe kam. Nichts

 desto

desto weniger sind Personen in dieser Gesellschaft gewesen, welche ihr Leben verpfänden, Lorian habe grosse Einsichten in die Rechtsgelehrsamkeit. Die Welt will Masken sehen, darum sieht sie auch nur welche.

Keine Wittwe muß ihren verstorbnen Mann so sehr beweinen als Philinde, denn sie ist lauter Klagen und Weinen, bald wird sie sprachlos, bald schlägt sie die Hände zusammen, bald schwenkt sie das Schnupftuch in die Höhe und läßt die Arme ganz matt auf den Schooß fallen, bald hebt sie die roth geweinten Augen in die Höhe, bald aber verbirgt sie ihr Gesicht mit ringenden Händen. Niemand zweifelt an ihrer Traurigkeit, und jedermann hat Mitleiden mit der armen Wittwe. Noch, ehe man ihren Mann begrub, findet Katull, Gelegenheit, ein Wort mit ihr zu reden, und sie zu versichern, daß der erlittene Verlust wieder ersetzt werden könne. Er nennte ihr auch seinen Freund Zierlich. — Herr, zischte ihm Philinde ins Ohr, sie kommen schon zu späte.

Jener junge Bürger ist in einen langwierigen Proceß verwickelt, der bey der Obrigkeit zu — — — — — anhängig gemacht worden ist. Gute Freund haben ihm gerathen, daß er die Hände des Richters versilbern müsse, wenn sein Proceß bald aus seyn soll. Der junge Bürger macht demnach bey dem gestren-

gen

gen Herr Stadtrichter seine Aufwartung, und unter einem tiefen Kompliment, und Empfehl seiner Angelegenheit, überreicht er demselben ein schweres Papierchen. Aber, wie erschrack der junge Bürger, als der Stadtrichter die juristische Stirne runzelte, und mit grossen Augen, unter strafender Vorweisung seines Zeigfingers, dem bestürzten Bürger das Geld wieder zurück gab. Der Bürger bückte sich tief, strich mit dem Fusse weit aus, und im Heimgehen dachte er bey sich selbst: Nun der Herr Stadtrichter Timoleon ist lange nicht der eigennützige Mann, vor den man ihn hält, er hat mir versprochen, vor die gerechte Sache ohne Geschenk besorgt zu seyn; aber so ists mit der Leute Beurtheilung, da muß so ein ehrlicher Mann eigennützig seyn. — — — O unerfahrner junger Bürger, er kennt die Welt noch nicht: weiß er nicht daß die Frau Stadtrichterinn an etlichen Orten gesagt hat, daß er keine Art zu leben und eine ungerechte Sache habe. Ein andermal besteche er seine Gönner, wenn niemand dabey ist.

Neulich gieng ich mit zween jungen Herren mit nach der Mode frisirten Kopf vor das Thor spazieren, der eine wußte gar nichts, und der andere nur ungeschmacktes Zeug zu reden. Nichts destoweniger da beyde prächtig in Kleidern giengen, zogen wir die Augen aller derjenigen an uns, bey denen wir vorbey giengen.

Moran erzählte mir eine Menge der elendesten Kleinigkeiten mit so häufigen Geberden und solcher Minenveränderung, daß ein Vorbeygehender hätte denken können, er entdecke mir die Heimlichkeiten der Goldmacher und Dinge von der äussersten Wichtigkeit, besonders da der hirnlose Narciß die Hände über seinen französischen Sommerhut mit Verwunderung zusammen schloß, und seinen vergoldeten Bauch beständig einkrümmte, damit er mit seinem wohlgekleideten Körper vorwärts liegen, und die sinnreichen Erzählungen Morans mit seinen begierigen Midasohren aufsammeln könne. Ich wusste zu diesen abgeschmackten Erzählungen nichts zu sagen, folglich redete ich nichts, und machte nur einerley Miene wie eine Bildsäule. Inzwischen hielten mich die ungelehrten Vorbeygehenden vor einen gesetzten Mann von einer grossen Beurtheilungskraft, der sich immer gleich bleibe, den Moran vor einen grossen Staatsmann, den geputzten und frisirten Narciß aber vor einen aufmerksamen Gelehrten. So viel vermögen bey vielen Menschen der Anputz und die Gesichtsstellung, ob es gleich nur Schale ist, denn Kleider machen Leute und schöne Federn einen schönen Vogel — — — mit den übrigen Eigenschaften mag es stehen wie es will, denken viele.

Den Minen und Gebärden der Frauenzimmer ist nicht allemal zu trauen. Die schlauen

en Mägdchen üben sich, von den zartesten Jahren an, in der Verstellungskunst, und wissen die Mannspersonen künstlich zu hintergehen. Vor etlichen Jahren befand ich mich in einer Gesellschaft, bey welcher es sehr lustig zugieng. Ein Geschlecht vexirte das andere mit den witzigsten Einfällen. Unter diesen Leuten glänzte ein junges Frauenzimmer, das jedermann sehr freundlich zu begegnen, und die Anwesenden auf eine sehr angenehme Weise zu unterhalten wußte. Die ganze Gesellschaft machte viel aus diesem artigen Frauenzimmer, und besonders verrieth der Baron von **** durch eine gewisse Vertraulichkeit, daß sie ihm bekannt war, und gefiel. Kaum aber kehrte dieser Edelmann den Rücken, so wieß ihm dieses schöne Frauenzimer, so **Florene** hieß, schon die Zähne und die Spitze ihrer Zunge, bald bildete sie aus der Ecke ihres Schnupftuchs ein Eselsohr, und gab mit Minen zu verstehen, was sie damit sagen wollte, bald aber schickte sie mitleidige Blicke in die Höhe, und verachtungsvolle auf den Herrn von ****, kurz, sie zeigte, daß sie sich wenig aus dem Edelmanne machte. Vier Monate hernach kam sie ausser Landes mit einer wohlgestallten Tochter nieder, die dem Herrn von **** ähnlich sieht. Aber, was sage ich? Das ist eine Erfindung von ihren Feinden. **Florene** hat nur ihre Freunde besucht.

Unter allem, was unter der Sonne athmet, wird keine Kreatur angetroffen werden, die stolzer und zugleich niederträchtiger wäre, als der Mensch. Ein vortreffliches Temperament, Weltweisheit und Umgang mit vernünftigen Personen können diesen Fehler erträglich machen. Wenn aber Leute, welche nichts gelernet haben, und ohne höfliche Aufführung sind, durch das Spiel des Glücks sich auf ansehnliche Posten geschwungen haben, so kann man sich auch nichts unerträglichers gedenken, als eben dieselbe. Ihren vornehmen Gönnern und Stützen ihres baufälligen Glücks küssen sie die Füsse und lecken ihren Speichel; geringern aber, die entweder unter ihnen stehen, oder die ihrer Meynung keine so beträchtliche Dienste thun, als sie, begegnen sie ganz trotzig, und geben bey allen Gelegenheiten zu verstehen, daß sie solche vor nichts achten. Neulig sahe ich einen geschickten Mann bey dem Paradeplatz vorbey gehen, welcher durch die Schwenkung seines Huts und mit seinem ganzen Körper seine Hochachtung gegen den Soldatenstand an den Tag legte; aber die Herren Officiers blieben mit ihren Hüten unbeweglich stehen, und sahen diesem Mann dreiste ins Gesicht, ohne sich vor die Höflichkeit, die er ihnen erwiese, zu bedanken. Nur wenige, die entweder sehr vornehm, oder mit den Wissenschaften bekannt waren, vergalten ihm seine Höflichkeit mit einem Gegenkompliment.

Ein

Ein gewisser Bramarbas, der dem gelehrten Baldus vielen Dank schuldig war, meynte bey seinen Kameraden vieles zu verlieren, wenn er gegen den alten Pedanten, mit welchem Namen die Unwissende fast alle Gelehrte beehren, höflich wäre; er stellt sich demnach, als ob er den vorbeygehenden Baldus nicht wahrnähme, da er ihm doch ins Gesichte gesehen hat. O dachte ich, wie wird dieser in seiner Brust ein herzliches Mitleiden mit dem stolzen Kriegsmann haben, welcher in zehen Jahren kaum zu einem Zollschreiber tüchtig wäre, wann er die Uniform hergeben müsste.

Lügt **Bramarbas** mit den Augen, so lügt **Superbus** weit übermüthiger mit seinen Ohren. Er nießt; der bescheidene Probus macht ein Kompliment, und wünscht auf seine gewöhnliche Art, ein Prosit: allein Superbus hört nichts, weil Probus in der Rangordnung zu weit hinter ihm kömmt. Probus nießt auch, vornehme Männer nicken mit den Kopf und rufen Prosit! Superbus aber hört wieder nichts, dann er ist sein Vorgesetzter, und da denkt er es schicke sich nicht. Wie deutlich ist hier Stolz und Niederträchtigkeit.

22te Betrachtung.

Ich stelle itzt eine Betrachtung wider diejenigen an, die, wegen des vielen Bösen in der Welt, die Vorsehung Gottes leugnen. Weil man siehet, daß viel Böses in der Welt herrschet, und die Menschen vielem Elend unterworfen sind, so haben Ungläubige daher Gelegenheit genommen, die Religion zu bestreiten, und allen Gottesdienst für unnöthig und ungereimt auszuschreyen. Etliche haben die Verwegenheit gehabt, das wirkliche Daseyn Gottes, oder wenigstens seine Vorsehung zu leugnen. Andere haben vorgegeben, daß zwey gleich mächtige Wesen, nehmlich ein Gutes und ein Böses, da seyn müßten, und daß alles Uebel und Unglück von dem bösen Gott herrühre, welches der gute Gott nicht hindern könne, weil die Macht unter ihnen gleich getheilet wäre. Diese itzt angeführte Lehre hegten und behaupteten die alten persischen Magi, sie ist hernach von den Manichäern wieder auf die Bahn gebracht und fortgepflanzet und in unsern abgewichnen Tagen, vornehmlich von dem Herrn Bayle, wieder aufgewärmt worden, als welcher sich zwar nicht offenbar unterstanden, die ungereimte Lehre von den zwey Ursprungswesen zu vertheidigen, aber sich doch so weit geäussert hat, daß es fast unmöglich sey, die Beweisgründe der Manichäer zu wider-

derlegen, welche Beweisgründe er mit solcher Frechheit und Spitzfindigkeit in seinem historischkritischen Wörterbuche angeführet hat, daß alle Gottesgelehrte deswegen in Bewegung und Unruhe gerathen sind.

Das Böse in der Welt ist von dreyerley Art. Erstlich, das Böse, welches in den nothwendigen Unvollkommenheiten bestehet. (Malum metaphysicum, so in einer nothwendigen Unvollkommenheit bestehet). Zweytens das natürliche oder physicalische Böse, (Malum physicum, so in einer an sich zufälligen Unvollkommenheit oder Beraubung eines Guten bestehet, und nicht unmittelbar von des Menschen freyem Willen abhänget) als Schmerzen, Krankheiten, Tod ꝛc. Und drittens das sittliche Böse, so die Sünden, Laster und Unarten ausmachen. (Malum morale oder Malum Culpä, so eigentlich von der Freiheit des Menschen abhänget, und auch ein Malum physicum des Geistes oder der Seele genannt werden kann). Die Unvollkommenheit so aus den Malis moralibus erwächst, heisst das sittliche Verderben; die Unvollkommenheit hingegen so aus den Malis physicis entspringt, heisst das Elend. Das sittliche Verderben; und das Elend zusammen genommen, nennt man die Unglückseligkeit.

Was

Was die erste Art des Uebels, nämlich die nothwendigen Unvollkommenheiten betrifft: so ist es freilich nicht zu leugnen, daß vieles unvollkommen zu seyn scheinet, zumal wenn man eins gegen das andere hält, und mit einander in Vergleichung setzt. So sind z. E. die Engel unvollkommene Geister, wenn man sie mit Gott, welcher das allervollkommenste Wesen ist, vergleichet. Die Menschen sind unvollkommen in Vergleichung mit den Engeln; die unvernünftigen Thiere mit den Menschen; Bäume und Pflanzen in Vergleichung mit den unvernünftigen Thieren; obgleich ein jedes in seiner Art vollkommen seyn kann, ein Engel, in so fern er ein endlicher Geist, ein Mensch, in so fern er ein Mensch, und ein unvernünftiges Thier, in so fern es ein unvernünftiges Thier ist.

Alphonsus, ein König in Spanien, hatte die Verwegenheit zu sagen, daß, wenn er bey der Schöpfung der Welt, Gottes Rathgeber gewesen wäre, die Welt ordentlicher und vollkommener geworden seyn sollte. Könnte wohl etwas gottloseres, und zugleich etwas thörichters gesagt werden? Denn die Unordnung und Unvollkommenheit, welche Alphonsus an der Welt erblickt haben wollte, bestund blos in seiner Einbildung. Nichts wäre ungereimter, als wenn man fragen wollte, warum nicht mehr, als sieben Planeten seyn, warum dieselben

ben einen ungleichen Lauf haben, warum nicht alle Linien gleich gerade seyn, und warum keine Gleichheit unter den Geschöpfen beobachtet worden? Denn selbst durch die Ungleichheit und durch die Mannichfaltigkeit der Geschöpfe, wird das Wort der Schöpfung am meisten gepriesen, und die Weisheit des Schöpfers verherrlichet.

Gott hat die Welt nach seiner besten Einsicht und nach seinem Wohlgefallen erschaffen, das heisst, er hat die beste Welt erwählet, und wenn also alles nach seinem Willen gemacht ist, so kann nichts unvollkommen gemacht seyn; und wenn man auch sagen kann, daß eine Kreatur vortrefflicher und vollkommner sey, als eine andere: so zeiget doch diejenige, welche am vortrefflichsten ist, nichts weiter an, als daß es Gott (vermöge seiner Weisheit) gefallen, daß unter den Geschöpfen ein Unterschied seyn sollte, doch so, daß ein jedes Geschöpf in seiner Art vollkommen wäre. 1. Buch Mose 1, 31. Man kann nicht sagen, daß ein Baum deswegen unvollkommen sey, weil er leblos und ohne Bewegung ist. Von einem Thiere läßt sich nicht behaupten, daß es darum unvollkommen sey, weil es keine vernünftige Seele hat. Und noch viel weniger ist ein Mensch deswegen unvollkommen zu nennen, weil er keine solche Vollkommenheit an sich hat, als die Engel. Bley ist kein so gutes Metall als Gold. Aber ein jegliches für sich ist gleich gut: so, daß man

gar wohl sagen kann: dieß ist vortreffliches Bley und das ist vortrefliches Gold. Wenn wir die besondern Theile an dem grösten Meisterstücke oder an einem künstlichen und vortreflichen Gebäude betrachten: so finden wir, daß ein Theil immer weit schöner ist, als der andere, daß ein Zimmer immer weit prächtiger ist, als ein anderes; obwohl ein jedes für sich vollkommen seyn kann. Denn fragt man: warum ist die Wohnstube oder die Küche nicht so prächtig, als die Staats- oder Visitenstube? So heisst es: darum, weil es eine Wohnstube, oder weil es eine Küche ist. Wenn ein Fisch reden könnte und fragen würde, warum er nicht fliegen könne: so könnte ihm geantwortet werden: darum, weil du ein Fisch bist. Und einem Vogel der sich deswegen beschweren wollte, daß er nicht unter dem Wasser leben könnte, müsste man zur Antwort geben: Du bist ein Vogel. Nichts ist also thörichter, als wenn man wegen des Vorzugs, den ein Geschöpf vor dem andern hat, das Schöpfungswerk Gottes tadeln, und dieses und jenes zur Unvollkommenheit machen will.

Diesen ersten Einwurf, der von den nothwendigen Unvollkommenheiten hergenommen wird, kann man demnach mit leichter Mühe widerlegen. Die andern hingegen sind von grösserer Erheblichkeit und Schwierigkeit. Denn wenn man das mannichfaltige Unglück

und

und die vielen betrübten Zufälle, welchen die Erde unterworfen ist, ingleichen, wenn man das Elend, die Krankheiten und den Tod, welche die Menschen betreffen, in Erwegung ziehet, so scheinet in Ansehung der Kreatur Ursache vorhanden zu seyn, sich zu beklagen. Denn es scheint, als ob alle Elemente unsere Feinde wären. Das Wasser verschlingt und verschwemmt, das Feuer verbrennt und verzehret alle diejenigen, welche ihm zu nahe kommen; die Erde bringt unzählige schädliche Pflanzen und giftige Kräuter hervor; die Luft verursachet allerhand Krankheiten und wimmelt Sommerszeit von Geschmeiß und Ungeziefer, die der Mensch mit vieler Mühe von sich abwehren muß, ja gleichwie das Vieh auf dem Felde gehet und weidet: so haben gleichsam allerhand kleine Thierchen ihre Weide auf unsern zarten Leibern. In Ansehung der Geschöpfe also, sage ich, scheint man etwas Ursache zu haben, sich zu beklagen, obgleich in Ansehung des Schöpfers keine Ursache dazu vorhanden seyn kann, als welcher in Absicht auf die allgemeine Erhaltung der Erde gewisse nothwendige Gesetze, wodurch das Ganze, vermittelst der Veränderung der Theile, in gleichem und guten Stande muß erhalten werden. Denn es giebt unterschiedliche Dinge, welche den Einwohnern unbequem dünken, zugleich aber auch vielen Nutzen und Vortheil mit sich führen, welches aus der täglichen Erfahrung deutlich erwiesen

werden kann, wenn man ein jedes insbesondere untersuchen will. Dieses aber wäre hier zu weitläuftig, deswegen will ich nur etwas weniges zum Beyspiel anführen. Die ungleiche Länge der Nächte ist in etlichen Ländern, wo die Sonne wenig hinkömmt, nichts angenehmes. Allein eben diese Ungleichheit, die etlichen Ländern beschwerlich ist, machet, daß die ganze Erde bewohnet werden kann. Denn wenn die Sonne einen geraden Lauf hielte, so würden diejenigen Menschen, welche unter der Sonnenlinie wohnen, vor Hitze wie Wachs zerschmelzen, alles aber, was gegen den Süd- und Nordpol, würde vor Kälte ganz erstarren und vergehen. Der Lauf der Sonne durch den Thierkreis verursacht also, daß alle Länder von ihren Strahlen erquicket werden, und ein jedes Volk seinen Sommer hat. Die Winde werfen Bäume, stürzen Häuser und Gebäude um, verursachen Schifbrüche und andere Unglücksfälle, reinigen hingegen die Luft, und bewahren das Wasser vor der verderblichen Fäulniß. Es ereignen sich fürchterliche Erdbeben, wodurch oft ganze Städte und Länder verwüstet werden, aber eben diese schweflichte und salpetrige Materien, welche dergleichen Erdbeben verursachen, sind nach dem Geständniß aller Naturforscher zur Erhaltung der ganzen Erde unumgänglich nothwendig. Die Menschen sind mit Krankheiten geplagt. Und das hält man für ein Uebel. Aber wie würde es in einem Lande

nach

nach dem Sündenfalle aussehen, wo eine stetswährende Gesundheit herrschte, nein, Unsterblichkeit gehört in jene Welt ohne Sünde. Ferner ist zwar nicht in Abrede zu seyn, daß der Leib des Menschen zart und zerbrechlich sey, wie Glas. Der geringste Stoß, ein Fall, kann denselben verderben und in Staub strecken. Allein eben diese Zärtlichkeit des Leibes macht die Vollkommenheit desselben aus. Eben darum, z. E. weil der Kopf von dünnen Knochen und zarten Gefässen oder Theilen zusammengesetzt ist, ist das Haupt zu scharfen und subtilen Verrichtungen bequemer, als der Kopf der Thiere; und eben darum, weil das Auge mit einem so dünnen und zarten Häutgen bedecket ist, das leicht beschädiget werden kann, ist es zum Sehen so geschickt. Es kostet den Menschen Schweiß und Arbeit die Erde frucht- und tragbar zu machen; allein, wenn man alles ohne Mühe und Arbeit haben könnte: so würde der Mensch in Faulheit, Trägheit und Müssiggang ganz verfaulen. Eben dieses kann man denn auch von den übrigen Ungemächlichkeiten dieses Lebens sagen, welche zwar einem jeden insonderheit beschwerlich dünken, überhaupt aber zum Nutzen, zum Heil und zur Erhaltung der ganzen Erde und des ganzen menschlichen Geschlechts gereichen.

Ich eile nunmehro zu dem letzten Einwurfe, welcher von dem moralischen oder sittli-

chen Uebel hergenommen wird. Man muß gestehen, daß dieses der wichtigste und schwerste Einwurf, der auch am schwerersten zu beantworten ist. Denn es scheinet, als ob das grosse Verderben und die vielen Laster, welche in der Welt überhand genommen haben, nicht wohl mit der Güte und Weisheit Gottes bestehen könnten. Und es haben die Feinde der Religion daher Anlaß genommen, die göttliche Vorsehung zu leugnen, und alles einem blinden Schicksal zugeschrieben. Denn von diesem Sündenübel lässt sich nicht, wie von jenem natürlichen Uebel sagen, daß es nothwendig sey, und zur Erhaltung der ganzen Welt und des menschlichen Geschlechts etwas beytrage, nein, die Sünde und der Tod ist etwas Zufälliges, so nicht zum menschlichen Wesen, nicht zu dem Leibe und der Seele gehöret, eben so wenig als der Tod, nein, Gott wird Sünde und Tod in alle Ewigkeit ganz vertilgen, die menschliche Natur nach Leib und Seele in alle Ewigkeit, das ist unaufhörlich verherrlichen.

Die alten Stoiker haben das Sündenübel und diese Schwierigkeit auf solche Art zu heben gesucht, wie man in dem Epiktet aus dem Gebethe des **Cleanthes** abnehmen kann, welches so lautet: O Jupiter, führe mich, wie dirs gefällt, ich will dir blindlings folgen. Denn ich mag nun in Lastern ersoffen seyn, oder von Tugenden herrlich glänzen: so bin ich doch

doch zur Vollkommenheit der Welt gleich nothwendig. Allein so wird der Knoten, an statt, daß er aufgelöset werden sollte, nur noch fester zugeknüpft, und die Schwierigkeit wird verdoppelt. Denn hierdurch wird entweder die göttliche Vorsehung schlechterdings aufgehoben, oder der so gütige Gott und Schöpfer wird zum Urheber der Sünde gemacht; und dieses ist gottlos gedacht und geschlossen.

So gottlos schloß Epicurus, als er die göttliche Vorsehung und Regierung leugnen wollte: seine gottlosen Worte sind diese: Gott will entweder das Böse abwenden und wegschaffen, er kann aber nicht, oder er kann es wegschaffen, und will nicht, oder er will nicht, und kann auch nicht. Wenn er will und nicht kann, so ist er ein ohnmächtiges Wesen, wenn er kann, und nicht will, so ist er ein boshaftes Wesen, und fehlt es ihm beydes am Willen und Vermögen, so ist er ein böses und ohnmächtiges Wesen zugleich. Folglich ist auch kein Gott. Denn wenn er so wohl den Willen und das Vermögen hat, welches nothwendig bey einem göttlichen Wesen seyn muß: woher kömmt denn das viele Böse, das in der Welt im Schwange gehet?

Dieses Beweisgrundes des Epicurs haben sich nach der Zeit unterschiedliche Ungläubige bedient; insonderheit Herr Bayle. Vornehm-

nehmlich hat sich dieser Weltweise bemühet, aus den Sünden, welche unter den Menschen herrschen, zu erweisen, daß es wider Gottes Güte streite, Menschen zu erschaffen, von welchen er voraus gesehen, daß sie sündigen würden. Seine Gegner aber haben gründlich dargethan, daß es gar nicht wider die Güte Gottes streite, **Menschen mit einem freyen Willen zu erschaffen**, und daß daraus gar nicht folge, daß die Menschen hätten nothwendig sündigen müssen, weil Gott es voraus gesehen, daß sie sündigen würden. Weil nun die geschicktesten Männer diese irrige Meynung längst gründlich widerleget haben, als will ich kurz nur so viel sagen, daß man zugeben müsse, Gott habe die Menschen vollkommner als sie nunmehro sind, erschaffen können; Gott habe sie so erschaffen können, daß sie nicht fähig gewesen wären, zu sündigen; ja Gott habe es, vermöge seiner Allmacht oder wirkenden Gnade, verhindern können, daß sie sein Gebot nicht übertreten hätten: allein, wenn die Menschen so wären erschaffen gewesen: so wären sie keine Menschen, sondern blosse Maschinen gewesen, so daß ein Mensch wegen der Tugend eben so wenig gerühmet werden könte, als das Wasser wegen der Feuchtigkeit, und das Feuer wegen der Hitze. Und wenn Gott, vermöge seiner Allmacht, oder stets wirkenden Gnade, die Menschen in ihren Handlungen, und in der Uebung ihres freyen Willens hinderte: so könnte er kein

Ge-

Gesetzgeber, so könnte er noch vielweniger ihr Richter seyn. Denn das widerspricht sich selbst, ein Gesetz geben, und doch durch eine unumschränkte und unwidertreibliche Macht dessen Uebertretung hindern.

Sehr gründliche Gedanken hiervon hat der scharfsinnige englische Philosoph **Wilhelm Wollaston**, in seinem **Entwurf der natürlichen Religion** in folgenden Worten ausgedrücket: **Wollaston** sagt: Wenn wir auch keine Ursache des Bösen, das in der Welt herrschet, angeben können, so ist doch das nichts weiter, als ein Beweis von unsrer Unwissenheit. Und es giebt ja noch mehr Dinge, davon wir den Grund nicht anzugeben wissen. Das Böse kann seine Ursachen haben, ob uns solche gleich nicht bekannt sind. Und, in der That, vergleichen Erfahrung unsrer Unwissenheit ist noch kein hinlänglichter Grund, eben so gewisse Wahrheiten zu leugnen. Es kommen, über dieses noch unterschiedliche Dinge vor, die diese Materie betreffen, und die unsre Aufmerksamkeit verdienen. Denn was das sittliche Gute und Böse anlanget: so scheinet so wohl das eine, als das andere von uns Menschen selbst abzuhangen. Wenn wir uns aus äussersten Kräften bemühen, dasjenige zu thun was wir zu thun schuldig sind: so wird es uns nicht zur Sünde gerechnet, wenn wir unsre Schuldigkeit nicht vollkommen beobachten. Und daher

 ist

ist es unsere eigene Schuld, und wir dürfen es keinem andern Wesen beymessen, wenn wir durch Verabsäumung unsrer Schuldigkeit, oder durch den Mißbrauch unsrer Freiheit und unsers Vermögens, uns einer Uebertretung schuldig machen, und ein Uebel auf uns laden. Was das natürliche oder physicalische Uebel betrifft, so müssen wir bedenken, daß wir ohne dasselbe manches natürliche oder physicalische Gute würden entbehren müssen, indem das eine nothwendig das andere voraussetzet. Der Durst verursachet, daß wir mit Vergnügen trinken. Wenn keine Armuth wäre, so könnten wir die Lust nicht schätzen, die wir an dem rechtmässigen Reichthum empfinden. Wir müssen auch erwegen, daß es unterschiedliche Dinge giebt, welche böse zu seyn scheinen, wovon wir aber ganz andere Gedanken haben würden, wenn wir den ganzen Zusammenhang der Dinge und ein jegliches für sich genau einsehen könnten. Man kann nicht sagen, daß nach dem Sündenfalle der ersten Eltern mehr Böses als Gutes in der Welt sey. Ohne Zweifel ist mehr Gutes, als Böses darinn anzutreffen. Hiernächst kann auch nicht geleugnet werden, daß viel Böses aus unserm eignen Versehen herrühret, davon vielleicht etliches uns zur Strafe zugeschickt und auferlegt wird, etliches hingegen uns zur Arzeney dienet, etliches aber auch ein Mittel zu unsrer Glückseligkeit werden muß. Und wenn es ausgemacht ist, daß nach diesem

Leben

Leben noch ein andres Leben zu erwarten ist: so kann dasjenige, was in diesem Leben schlimm zu seyn scheinet, in dem künftigen Zustande gut werden. Es lässt sich noch mehr hievon sagen. Ich will nur dieses hinzusetzen: weil nichts, was materiell ist, vollkommen seyn kann: so ist das Böse eine Folge der Materie. Wenn man also fragt, warum Gott das Böse zugelassen habe: so ist es eben so viel, als ob man fragen wollte, warum Gott eine materialische Welt, oder ein solches Wesen erschaffen habe, als der Mensch ist, welcher zwar mit etlichen edlen Kräften und Fähigkeiten begabet, zugleich aber auch gewissen Leidenschaften und sinnlichen Neigungen unterworfen ist. Dieß ist ja wahrhaftig fast eben so viel, als ob man fragen wollte, warum Gott unvollkommene Wesen, das ist überhaupt etliche Wesen erschaffen habe? Das ist aber eine sehr verwegne Frage. Und wer untersteht sich wohl, darauf zu antworten? Wenn diese Welt zu einer Uebungsschule oder gleichsam zu einem Kampfplatze bestimmt ist, auf welchem die Menschen ihre Fähigkeiten und Tugenden üben, und dadurch sich zu einem künftigen Zustande zubereiten und geschickt machen sollen, (und wer muß solches wohl nicht zugestehen?) so müssen Schwierigkeiten, Hindernisse und Versuchungen da seyn, als ohne welche diese Uebung und Prüfung nicht statt haben kann. Mit einem Worte: Man trifft Böses in der Welt an,

und der eigentliche Ursprung desselben ist uns (nach der blossen Vernunft) nicht unbekannt. Dieß kann man nicht in Abrede seyn. Allein, man muß auch dabey ernstlich erwegen, daß wir allenthalben sehr viele Spuren und Merkmaale einer höchsten **Vernunft, Weisheit** und **Güte** in der Welt gewahr werden, und zwar in solchen Fällen und Exempeln, die wir entweder begreifen und einsehen, oder doch begreifen und einsehen können. Und sollte uns solches nicht überzeugen, daß eben diese Vollkommenheiten der höchsten Vernunft, Weisheit und Güte auch bey denen Fällen mit unterwalten und in dieselben ihren Einfluß haben, die wir nicht begreifen und einsehen? Ich lese, zum Exempel, ein Buch, ich finde, daß der Verfasser desselben seine Materie sehr ordentlich eingetheilet, in einen vortrefflichen Zusammenhang gebracht, und auf eine gelehrte und vernünftige Art abgehandelt und ausgeführet hat. Ich finde aber zuletzt, wenn ich es ganz durchgelesen habe, auch etliche wenige Blätter darinnen, die in einer mir unbekannten Sprache geschrieben sind. Diese überschlage ich denn zwar, und mache das Buch zu; es geschiehet aber mit einer völligen Ueberzeugung, daß die Ordnung, Vernunft, Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, welche in dem ganzen Buche, oder in dem vorhergehenden grössten Theile desselben herrschet, den ich gelesen habe, auch auf den wenigen Seiten anzutreffen seyn werde, die

die in einer Sprache geschrieben sind, die ich nicht verstehe. Und diese meine Ueberzeugung ist um so viel gewisser, wenn ich vorher schon aus unumstößlichen Gründen weiß, daß ein und eben derselbe Verfasser das ganze Buch geschrieben habe. Es wäre ja vernünftiger, daß ich so handelte, als wenn ich die Kraft solcher Beweise leugnen wollte, um nur zu behaupten, daß dieses eine Buch zween Urheber habe.

23te Betrachtung.

Wie häufig verschwendet man in unsern Tagen die Komplimente, wie wohlfeil sind diese mündliche Versicherungen, daß man den Nebenmenschen hoch schätze, man redet sie nach wie der abgerichtete Papagey, nur bey vielen Menschen sind die Ausdrücke des Kompliments wegen der Absicht unterschieden. Entweder macht man ein Kompliment gegen einen andern aus wirklicher Hochachtung, so ist es ehrerbietig und aufrichtig, oder man macht es aus Schuldigkeit, wegen des Standes und Ansehens, in welchem man mit derselben Person steht, und alsdenn ist es wiederum ehrerbietig, aber erzwungen und falsch, oder man macht einem ein Kompliment, bis man hat, was man will, alsdann ist es eigennützig und

zum

zum Theil niederträchtig; oder man macht es aus Gewohnheit, alsdann zeigt man, daß man Lebensart habe, und nach der Mode eben so unartig seyn könne, als andere Leute.

In ältern Zeiten wußte man von Komplimenten nichts. Wenn man einen seiner Freundschaft und Dienste versicherte, so durfte er sich darauf verlassen. Vor diesem grüßte man den Regenten kurz weg, aber man ehrte ihn von ganzen Herzen; Nun aber will man vor den Göttern der Erde in den Boden sinken, und weiß fast keine Worte mehr, die demüthig genug sind, wenn man mit dem Könige redet; und im Herzen denkt man oft klein von Ihm. Bey den Grossen der Welt ist es eine Gewohnheit, daß sie einander durch Abgesandte Komplimente machen lassen. Wie Ernst es Ihnen allemal seyn mag, wann zwischen den Höfen ein Mißverständniß herrscht, kann man urtheilen.

Als die Römische Republick noch im Flor war, so suchte man zu jedem Amt den Mann, und, wenn mehrere sich um einen Dienst bewarben, so erhielt ihn, ohne weitere Absichten, der würdigste. Neulig wurde eine Stelle erledigt, welche eine gewisse Rathsversammlung zu ersetzen hatte; Le Vent, ein Gaskonier, kriegte den Dienst, und der geschickte ehrliche Travaux kam nicht einmal in Vorschlag.

Ich

Ich fragte ein Mitglied des Raths um die Ursache, und bekam die Antwort: er hat uns auch kein Kompliment darum gemacht. O! dachte ich: das ist keine Römische Antwort.

Wir leben freilich nicht mehr in den Zeiten, da man einem die Aemter aufdringt; die Welt ist volkreicher, non deficit alter. Man muß sich Mühe geben, und die Mittel zu Erhaltung seines Endzwecks heut zu Tage vorsichtig anwenden, in so fern sie dem Charackter eines ehrlichen Mannes nicht Schande machen. Es wäre freilich grössere Ehre vor die Menschen, wenn sie mehr nach der Gerechtigkeit, als nach Leidenschaften handeln wollten, man möchte wünschen:

Komm wieder goldne Zeit der Alten,
Da Recht und Redlichkeit und Menschenliebe galten.
Die Weisheit wünscht ich mir, wohl lieber als das Geld,
Würd ich nur nicht gewahr, daß öfters in der Welt,
Der Weise kaum sein Brodt sich zu erwerben wüßte,
Und vor des Thoren Thür sich bettelnd bücken müßte.

Sonst grüßte man einander, wenn man sich begegnete; man segnete sich und empfahl

sich

sich dem Schutz Gottes, ehe man sich in Gesellschaft setzte; nun aber empfiehlt sich ein Mensch dem andern, und es ist ihm dazu nicht allemal Ernst. Es ist was entsetzliches, daß sich der Satz durch die Gewohnheit rechtfertigt, man ehre den andern mehr, und schätze ihn höher, wenn man sich ihm empfehlen thut, als wenn man ihm die Gnade Gottes wünscht, und ihn freundlich grüsst.

Wenn man der Bedeutung der Komplimente, nach ihrem eigentlichen Verstand, nachdenkt, so verspielt allemal der Vornehmere dabey, und der Geringere gewinnt. Dieser empfiehlt sich jenem ganz gehorsamst, und bekommt davor einen guten Abend, Gottes Gruß, und eine gesegnete Mahlzeit. Kommt nun beydes in Erfüllung, so wollte ich es lieber mit dem Geringern halten, da ausser dem der Vornehmere noch eine Verbindlichkeit auf sich nimmt, wenn er sich den andern wirklich empfohlen seyn lassen will.

Die mehresten Menschen wissen, daß sie ihre Komplimente daher plaudern, wie abgerichtete Papageye, und daß sie weiter nichts dabey denken. So bald aber andere Menschen ihnen Komplimente vorplaudern, so denken sie gleich, es sey ihnen Ernst, und die Komplimentirer wollen aus Hochachtung gegen sie zerschmelzen. Wenn die Grössern überlegen möch-

möchten und sich es einbilden könnten, daß man sie durch Komplimente am mehresten miß-brauche, ich sollte bald denken, sie würden nicht mehr so begierig darnach seyn.

Ein übertriebenes Kompliment gereicht dem zur Schande, der es macht, und dem zur Verkleinerung, der es bekommt. Ich möchte es nicht wagen, meine Vorgesetzte der göttlichen Vorsicht laut zu empfehlen, oder ihnen in Gegenwart anderer einen guten Tag zu wünschen, ohne Gefahr zu laufen, daß man mich vor grob halten werde. Einen unterthänigen Diener vor sie hingeworfen, wird erwünschtere Wirkung thun.

Es giebt Leute, die lieber ein Dutzend Dukaten geben würden, als daß sie bey gewissen Fällen jemand ein Kompliment machten, es giebt aber hingegen wiederum andere, die es vor so viel Pfennige mit kalten Blute thun. Wenn der Gebrauch eingeführt würde, daß ein jeder dem andern schriftlich geben müßte, zu was er sich in seinen Komplimenten verbindlich macht, und man bey einem besonders angestellten Gericht einen zu Erfüllung seines Versprechens wirklich anhalten könnte, alsdann würde man erst sehen können, wem es ein Ernst war, und die dienstwilligen und gehorsamen Diener würden rarer werden.

Die erlangte Fertigkeit in Komplimenten macht die Mägdchen in der Stadt so stolz, daß sie sich über die Töchter des Landes erheben, da doch die Redensarten der Dorfmägdchen oft viel natürlicher sind. Wenn ich es aufrichtig sagen darf, so sind die Komplimente eine schöne spanische Wand, hinter welche sich die Dummheit verbergen kann. Wann ein Frauenzimmer sich nicht untersteht, eine geschickte Antwort auf eine Frage zu geben, so neigt sie sich, und zwar sehr tief, und lässt nicht selten den Fragenden im Zweifel, ob sie aus Unwissenheit oder aus Bescheidenheit ein Kompliment macht.

Ich bin ihre Dienerinn, ich bitte gehorsamst, Sie sind etwas schlimm! Sie belieben zu spasen, das haben Sie vortrefflich gemacht! Ich dachte Sie vexirten mich! O nein, ja ich kann es nicht sagen, ich weiß es nicht ꝛc. Das sind sehr oft diejenigen Reden, die man in einem ganzen Nachmittag höret, wenn ich die Sprichwörter, und nicht zusammenpassende Fragmente aus geheimen Histörchen ausnehme. Wer nur etwas Gedächtniß hat, der kann in 24. Stunden alle Stadtkomplimente auswendig lernen, welcher doch den grossen Unterschied zwischen Stadt- und Landmägdchen bestimmen sollen. Ein heutiger, aber nun verstorbener Dichter, muß den Unterschied auch nicht groß gefunden haben, wenn er sagt:

Die Mägdchen, wann sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mägdchen in der Stadt.

Wenn man den Mägdchen in der Stadt die Komplimente verbieten sollte, so würden sie dadurch gleichsam zu stummen Bildsäulen gemacht werden. Verbietet ihnen einmal zur Lust die Komplimente, so werdet ihr in eurem Hause eine Pantomime spielen sehen.

Die Komplimente der Deutschen, und besonders in Reichsstädten, sind fast unerträglich, weil sie so lang sind, und doch immer einerley sagen. Lebte noch ein Rabener so hätten die leeren Komplimentirer seine Geissel zu fürchten, so aber haben sie seine Grabschrift gelesen: die hieß: Er gieng mit unerschrocknem Schritt hinab, und nahm die Geissel mit. Kommt wieder froh hervor, ihr Thoren, die Geissel ist verloren.

24te Betrachtung.

Genug von Komplimenten. Itzt eine kleine Aussicht unter die Schmeichler und Heuchler, die können beyde in eine Klasse gesetzt werden, denn sie lügen beyde, und verstellen sich. Vornehme sind Schmeicheleyen ausgesetzt, denn bey geringen Leuten wird man darum nicht be-

zahlet, folglich werden keine Schmeicheleyen verschwendet. Könige und Fürsten haben die meisten Schmeichler. Was wundert man sich lange, daß mancher Regent verloren ist, wenn er die Welt und sein Herz nicht besser kennt, als seine Hofleute.

Will man den **Schmeichler** nach seinen deutlichsten Grundlinien und Zügen genauer kennen, so betrachte man dieses Bild, denn so sieht es gemeiniglich aus. Das ist dein Bild du Schmeichler, der du, wenn du mit einem auf der Strasse oder sonst wohin in Gesellschaft gehest, zu deinem Gesellschafter sagest: Sehen Sie doch nur, wie jedermann auf sie siehet und Sie mit Blicken begleitet, in der ganzen Stadt wiederfährt dieses Ihnen allein. Vor etlichen Tagen war ich in einer vornehmen Gesellschaft da wurde sehr viel vortreffliches von ihrer Person gesprochen, und doch konnte man Ihr Lob nicht erschöpfen. Es waren mehr als zwanzig ansehnliche Herren und Damen da beysammen. Eben kam die Frage aufs Tapet, wer wohl der redlichste Mann in der ganzen Stadt sey? und die ganze Gesellschaft nennte Sie; nur Sie wurden dafür vorzüglich vor andern gehalten. — — — — — Hunderterley dergleichen schimmernde Schmeicheleyen sagt er seinem Gesellschafter vor. Der Schmeichler ist gewohnt, wenn er seine Rolle schlau spielet, seinem Gönner alle Fasen und Stäubchen von

dem

dem Kleide wegzubürsten. Wann ihm der Wind das Geringste in die Parucke oder in die Haare gewehet hat, so nimmt er die Spreu ab, und sagt mit einem freundlichen Gesichte: sehen Sie doch, liebster Freund, wie Ihr Bart in denen wenigen Tagen sich geändert hat, da ich sie nicht gesehen noch gesprochen habe, da Sie doch Ihren Jahren nach wie ein Jüngling sehen sollten. — — — Wenn sein Gönner zu reden anfängt, so befiehlt er daß alle andere Mitgesellschafter schweigen sollen, und weiß sie zu zwingen, alles vortrefflich zu heissen, was sein Patron vorbringt, und so bald er zu reden aufhört, ruft der Schmeichler allemal aus: das war unvergleichlich! Was das für Witz ist! Geschieht es, daß sein Gönner einen sehr frostigen Scherz vorgebracht, so giebt er ihm dennoch Beyfall. Ja wenn er auch gar keine Lust zu lachen hat, so hält der Schmeichler doch das Schnupftuch vor den Mund, als wenn er lachen müßte und doch nicht laut lachen wollte. Wenn er ihn auf der Strasse begleitet, so ist er wohl so frey, daß er manchen Leuten winkt, stehen zu bleiben, bis er vorbey gegangen. Er kauft allerley Kleinigkeiten, Früchte, Galanterien, trägt sie ihm ins Haus, und theilet sie als Freundschaftszeichen an seine Frau und Kinder aus. Er küßt seine junge Familie und ruft dabey: das sind allerliebste Kinder, und eines solchen Vaters würdig. — Itzt greift er nach dem vollen Glase mit alten Rheinwein und stammelt unter abgesetzten Zügen

Lieb = ster = = Freund = = Sie und Ihre = e werthe = = the = = Frau Lieb = = ste und Kinder soll = oll = ollen lange lan = = = = ge le le le leben — — Nun geht der Traubensaft mit lachender Miene in den Magen; und er schenkt sich wieder ein Glas ein. Wann er enge Schuhe anzieht, so sagt der Schmeichler, ob er gleich weiß, daß ihn der Schuh drückt: Ihr Fuß ist niedlicher als alle Schuhe. Will sein Gönner einen guten Freund besuchen, so eilet der Schmeichler voraus, und meldet ihn an, kömmt wieder zurück, und sagt ihm: ich habe Ihnen schon da angemeldet, und man macht sich eine Ehre aus Ihrem Besuche. Ein Schmeichler unternimmt alles ohne sich zu bedenken. Er nimmt manchmal die niederträchtigsten Dinge vor, und verrichtet so gar Frauenzimmerarbeit, wenn es sein Nutzen ist. Bey Tische ist er gemeiniglich der erste so den Wein lobt, er sitzt gerne neben dem Wirth und sagt zu ihm mehr als einmal: Sie sind ein Herr der seine Gäste vortrefflich bewirthet, das sind schmackhafte Gerichte, meine Herren — — itzt greift er nach dem Glase, nimmt die volle Weinflasche, schenkt sich ein und spricht indem er das Glas an den Mund bringt: Es lebe der Herr Wohlthäter und seine Werthe Familie hoch — — — Hier nöthiget er die Gäste laut mit einzustimmen, ehe er fortgeht, rühmt er noch den Baumeister seines neugebauten Hauses, seinen Garten und sein prächtiges Hausgeräthe. Wenn er das

Por-

Portrait seines Gönners in einem Zimmer erblicket, wo der Maler sehr geschmeichelt hat, so ist er über die ausnehmende Aehnlichkeit sehr erfreut, und nennt es ein Meisterstück. Kurz ein Schmeichler sagt nichts von ohngefähr, in allen seinen Reden und Handlungen sucht er zu gefallen, und sich zu nützen.

Je höher und angesehener ein Mann in der Welt ist, desto mehr Schmeichler stellen sich bey ihm ein. Regenten und Fürsten haben die mehresten, bey Hofe hält sich die Schmeicheley am liebsten auf, ihre erste Hofdame ist die Verstellung, und viele Hofleute sind ihre Diener. Da es dem grossen **Alexander** so glücklich gieng, und sich jedermann vor ihm beugete, und ihm schmeichelte, so zweifelte er zuletzt an seiner Menschheit, und dünkte sich, ein Gott zu seyn. Stolz und Tyranney sind die Früchte der Schmeicheley.

Dumme Schmeichler sind unaussprechlich grob, wenn sie schmeicheln. Sie sagten eben zu dem Grossen **Alexander**, das pamphylische Meer habe seine Fluthen zurück gezogen, daß sein Kriegsheer durchziehen könnte. Welch ein Wunder! **Alexander** selbst aber sagt: an dem Berge Climax, den das Meer anspült, sey ein enger Weg, den man brauchen könne, wann es nicht stürmisch sey, und einer solchen Zeit habe er sich bedient, als er seine Soldaten dadurch geführet. Hier haben Sie den Lauf dieses Wunders.

Als die zwey gröste Stücke von denen Welt- und Himmelskugeln, die Coronelli verfertigte, auf Angeben des Kardinals d'Estrees für Ludwig den 14ten gemacht wurden, welche im Durchschnitt 15. Schuhe hielten, und dieser Grösse ohngeachtet mit einem Finger bewegt werden konnten, so machte ein Schmeichler einen lateinischen Vers, worinnen er die Macht eines Königs in Frankreich dadurch anzeigen wollte, weil Er dem ganzen Weltgebäude mit einem Finger die Bewegung geben könne. Hätte die eingebildete Hoheit des Königs Ihm erlaubt, einzusehen, wie unverschämt und wenig verdeckt die hier angebrachte Schmeichelei, und wie falsch der Gedanke sey, den sie zum Grunde hat, so würde der Regent auf den Einfall des Schmeichlers nicht stolz gewesen seyn, weil auch ein Bauer mit seinem Finger diese Himmels- und Erdkugel bewegen konnte. Unten an der Weltkugel war noch ein Vers zu lesen, welcher folgende Schmeicheley enthielt, daß diese Erdkugel zwar nur durch die Kunst gemacht, und vor Ihro Majestät hingesetzt werde. Wann Er, der König, aber zu Felde ziehn, so falle die wahre bewohnte Welt zu seinen Füssen. Wie uneingedenk ist doch Ludwig dieses Vorrechts bey dem im Jahr 1713. mit England geschlossenen Frieden gewesen.

Ein Regent besitzt entweder wirkliche grosse Eigenschaften, oder er besitzt sie nicht. Im ersten Fall kennt er die Grösse seines Verstandes,

standes, und ist vielleicht stolz darauf; er hat aber zu viel Verstand, als daß er sich Eigenschaften anschmeicheln läßt, die er wirklich nicht hat. Und da muß sich ein Schmeichler in Acht nehmen, und seinen Herrn so zu reden recht ausstudiert haben, wenn er Ihn mißbrauchen will, daß Er es nicht merkt.

Jener Reichsfürst gab seinem Liebling eines Tages zu verstehen, daß er die Neigung des Hofs, dem Fürsten zu schmeicheln, wisse. Ich will euch heute ein Beyspiel davon sehen lassen, sagte der Fürst, und auf der Jagd mit Vorsatz im Schiessen das Wild verfehlen, und alle werden doch sagen, ich hätte recht vortrefflich getroffen: Der Fürst schoß, und fehlte glücklich, sagte aber: nicht wahr, ich habe getroffen? Ja hieß es, Ihro Durchlaucht haben accurat geschossen, und Tags darnach brachte man den Hirsch, damit Dieselbe selbst in höchsten Augenschein nehmen möchten, wie schön Sie ihn getroffen haben. Aber, was dachte wohl dieser Regent dabey, so viel: O ihr Schmeichler. Wenn aber ein grosser Herr nicht viel Eigenschaften hat, so ists leichter Ihm zu schmeicheln, wie man will. Er wird keinen verachten, der Ihm schmeichelt.

Ein Heuchler ist ein schlimmer Mensch, einem solchen Menschen ist kein Laster zu groß, das er zu Erreichung seines Endzwecks nicht

ausübt, wenn er nur versichert ist, daß es verborgen bleibt. Der Schmeichler betrügt doch nur Menschen, der Heuchler aber scheut sich nicht, auch seinen Schöpfer zu betrügen. Es giebt Heuchler in Städten, und giebt Heuchler auf dem Lande. Bey Hofe aber giebt es keine Heuchler, ausser alsdann, wann der Fürst fromm ist. Was aber bey andern Menschen Heucheley ist, das ist bey dem Hofmann die Verstellungskunst. Bey Hofe hat die Verstellungskunst eine ganz andere Gestalt, als die in der Stadt, und diese wieder führt einen andern Strich, als die Heuchler auf dem Lande. Ein Hofmann befleissigt sich, in den Ruf der Galanterie, der Religionsspötterey, und dergleichen Modelaster zu kommen. Der Heuchler in der Stadt lebt in heimlichen Ausschweifungen, er spottet der Religion bey sich selbst, er will aber doch von aussen vor ehrbar und andächtig gehalten seyn, und der Heuchler vom Land affectirt Manieren, die beyden andern lächerlich vorkommen. Ein Gottesverleugner ist nur ein unsinniger lächerlicher Verächter der Frömmigkeit, denn die Welt und die unzähligen Geschöpfe überzeugen ihn daß ein Gott seyn muß, der dieses alles in der schönsten Ordnung erschaffen hat und noch täglich erhält, zumal da der Satz unwidersprechlich ist: Aus Nichts wird Nichts. Hier aber ist Welt, Himmel, unzählige Geschöpfe, Bäume, Pflanzen und Meer ꝛc. folglich ist ein Gott. Aber ein Heuchler treibt ein verstelltes

Ge-

Gespötte mit Gott und der Religion, er findet es leichter, auf den Knien zu liegen, als aufzustehen, und was Gutes zu verrichten, gleich einem unverschämten Schuldner, der täglich zu seinem Gläubiger geht, und ihn immer um Nachsicht bittet, ohne jemals einen Thaler zu bezahlen. Gemeiniglich sind die Heuchler verschlagene Köpfe. Es gehört in der That Kunst dazu, wider seine natürliche Neigung einen andern Charakter anzunehmen, und sich sein Lebenlang gleich zu bleiben. Man wird beobachten, daß die Menschen entweder aus Hochmuth, oder aus Eigennutz Heuchler werden. Aus Hochmuth wird man es, wenn man einen Stand oder eine Lebensart hat, in welcher man sich nicht hervorthun kann, und vielen andern, die man weit unter sich schätzt, im Rang nachgehen muß. Ehe man sich giebt, und in sein Fach schicken lernt, nimmt man aus blossem Ehrgeiz lieber eine verstellte Demuth an sich, und läßt aus Stolz allen andern den Rang vor sich. Weil man nicht geschickt ist, oder keine Gelegenheit hat, etwas ausserordentliches vorzustellen, so will man lieber gar nichts seyn. Es wird von solchen Personen immer das äusserste erwählt. Europa kann gewiß viele Männer vom ersten Range aufweisen, welche Bußprediger worden wären, wenn sie ihre erste Absicht nicht erreicht hätten.

Der

Der Heuchler übertrift gemeiniglich den guten Geruch der Heiligkeit, den er von sich geben will, und daran ist er am besten zu erkennen. Die feinere Gattung ist zurückhaltender, und hintergeht auch die Verständigen, da die erste Gattung nur den Pöbel und die alte Mütter- gens auf der Seite hat. Doch sind nicht alle Heuchler, die es zu seyn scheinen. Wer kann in das Herz sehen.

Der Grund der Verstellung liegt gemeiniglich in einer schlechten Kinderzucht, junge Leute heucheln nicht, aber sie verstellen sich. Es verstellen sich die mehresten Menschen nur mit dem Unterschied, daß es viele feiner machen, als die andern, daher hält die Welt diejenigen vor die lasterhaftesten, die am wenigsten geschickt sind, ihre schlimme Seite zu verbergen. Die Mannsleute sind zur Verstellung nicht so geneigt, als die Frauenzimmer. Die Männer sind selten müssig. Sie arbeiten mit dem Kopf und ihre öffentlichen Verrichtungen machen sie zu ernsthaft, als daß sie Eitelkeiten nachdenken, oder sich gar verstellen sollten. Das Frauenzimmer hingegen arbeitet meistens nur mit den Händen. Bey Putzmachen, einem Strickstrumpfe oder Nähnadel hat ein müssiger Kopf Zeit genug, zu Romanmäßigen Abenteuern die Plane zu entwerfen, und auf List zu sinnen, sie künstlich auszuführen. Die grosse Eingezogenheit und Bescheidenheit, die man von den Frau-

Frauenzimmern fordert, scheinet ihre Verstellung nothwendig zu machen, weil sie wissen, wie eifersüchtig auch der ekelste Mann bey den geringsten Verfehlungen wird, die sie wider diese Eigenschaften begehen. Ein jedes Geschlecht verstellt sich vor dem andern; nur ist das eine schlauer als das andere.

25te Betrachtung.

Man sagt noch zuweilen: es ist ein ehrlicher alter Teutscher, der sein Wort hält, denn unsere Alten waren gewohnt, bey ihren Versprechungen die Hand darauf zu geben, daher der Handschlag entstanden ist, und zu sagen: ein Mann, ein Wort, und man durfte sich gewiß auf die Erfüllung verlassen. Nun aber hat man feiner denken gelernet, und hin und wieder zu einem Grundsatz angenommen, daß man nur in so fern das gegebene Wort zu halten verbunden sey, als es unsern Vortheil nicht beschädige. Es giebt Personen, die bey diesem Satz eine solche Ueberzeugung zu haben scheinen, daß sie keine vernünftige Gegengründe erkennen wollen; das käme ihnen lächerlich vor, wenn wir so gemein von ihnen denken, und ihnen in diesem Stück eine natürliche Billigkeit zutrauen würden. Nein, sagen diese

Her=

Herren, das liesse pöbelhaft, wenn man sich so sklavischen Zwang anthun, und sich an seine Worte binden müsste. Manche grosse Herren machen hierinnen einen schlimmen Eingang, den Geringere gleich nachahmen wollen. Manche versprechen Belohnungen, Besoldungen, Freiheiten, und halten eben davon, was ihnen gefällt, ohne an die grosse Verbindlichkeit, und an den nachtheiligen Ruf zu denken, den sie sich zuziehen, wann sie das einmal von sich gegebene Wort brechen. Es ist freilich wahr, daß die versprochene Gnade Anfangs vom freyen Willen abhängt, der Wille aber erwächst alsdann zur Nothwendigkeit. Ein Regent, der sein gegebenes Wort ohne die höchste Ursache zurückzieht, ist des grossen Ranges uneingedenk, den er unter den Göttern der Erde einnimmt. Er ist ja das sichtbare Bild seines Schöpfers, das durch Unwahrheit nicht befleckt werden darf.

Das vornehme Beispiel verleitet auch den Minister, daß er es seinem Herrn nachmacht. Er verschwendet grosse Summen Geldes, und weil seine noch grössern Ausgaben die grossen Einnahmen übersteigen, so braucht er seine Parole vor baar Geld. Der Kaufmann giebt Waaren, der Jude Geld, und der Handwerker arbeitet auf Rechnung, alles auf die Parole seiner Excellenz. Ganze Jahre vergehen, ehe nur die kleinste Schuld abgetragen wird, die Gläubiger melden sich und wollen bezalt seyn,

sie kommen wieder, aber Ihro Excellenz sind beschäftigt, und lassen niemand vor sich, sagen die Bedienten, sie wiederholen ihre Gänge bis zum Ueberdrusse, und am Ende haben sie doch weiter nichts als vornehme Schuldner und kein Geld.

Es ist lächerlich und doch erbärmlich, wie zerrissen und narbicht die Kavaliersparole in den heutigen Zeiten herumspaziert. So stolz auch ihr Gang ist, so wenig wird sie geachtet. An manchen Orten ist sie so verrufen, daß keiner mit Willen einen Groschen darauf herleihet, zumal da bey itzigen schlechten, theuren, und nahrlosen Zeiten, viele Gelehrte, Kaufleute, Handwerker und Bauern verarmet sind, und selbst kein Geld noch Nahrung zur Unterhaltung ihres Lebens haben. Mich jammern oft in meinem Sinn jene wackere Adeliche, die noch das redliche Bild ihrer alten teutschen Ahnen zur Richtschnur ihrer Handlungen haben, daß sie oft gleichem Schicksal ausgesetzt seyn sollen.

Es giebt hingegen viele Junker, die sich, weil sie Adeliche sind, vor berechtigt halten, grössere Sünden als ein gemeiner Mann zu begehen, und denken in ihrem Schwindel nicht, daß der Teufel sich an einen Ritter wage, der Turniermässig ist. Ihr seichtes Gehirn ist voll Dünste, welche eine Zusammenverschwörung unter sich zu halten scheinen, daß sie keinen ge-

sun-

sunden Gedanken aufkommen lassen wollen Das nennen sie ihrer hohen Familie Schande anthun, oder gar ihren Adel in Zweifel ziehen, wenn man ihren schmutzigen Erzählungen nicht Glauben beymessen, oder sich nur in die Gedanken kommen lassen wollte, daß es tüchtigere Galans bey Frauenzimmern, feinere Spieler, grössere Säufer, und erfindsamere Modesucher gäbe, als sie. Und diese sind es, die mit den schönsten Worten, und durch eine unglaubliche Beredsamkeit im Mißbrauch des Schwörens die fromme Einfalt manches ehrlichen Mannes hinter das Licht führen, daß er bey dem witzigern und durch ihre Streiche schon gewitzigten Kaufmann gut vor sie saget; ja, diese sind es, welche vor wenige Thaler, die sie von einem Bürger entlehnen, die göttliche Strafgerechtigkeit auffordern, wann sie solche nicht wieder bezalen werden. Aber daran denken sie nicht, daß es schon einen grossen Verdacht erweckt, wenn einer seine Reden mit Schwüren bekräftigen will, ehe dem andern noch in den Sinn kömmt, ein Mißtrauen darein zu setzen; solche Menschen vertheidigen sich, ehe man sie beschuldiget, und denken nicht, daß sie eben dadurch ihre Ankläger werden.

Von den unnötigen Weitläuftigkeiten der Sachwalter in den Gerichtsstuben bleibt es einmal richtig, daß es eine Schande vor gesittete Völker ist, die Wahrheit einer Sache in tausend

Fache

Sache zu verstecken, daß man Mühe hat, in langer Zeit und mit grossen Processen und Gerichtskosten sie erst wieder zu finden, oder wohl gar zu verlieren. Die morgenländischen Völker beschämen uns hierinnen, und machen durch ihre Verhandlungen in Rechtssachen der Menschheit mehr Ehre, als manche Christen.

Bey vielen verarmten Familien ist Grosthun noch ein Theil der Nahrung. Ich habe mir von Fräulein erzälen lassen, welche mit dem Schicksal, daß sie zu Wassersuppen und kalter Milch auf alle Tage ihres ruhmvollen Lebens verurtheilte, sehr wohl zufrieden waren, wenn man nur ihren Adel, und die Verdienste ihrer vornehmen Anverwandten nicht in Zweifel zog, und die sich nicht scheueten, die von Bürgersfrauen getragene Kleidungen um einen wohlfeilen Preis zu kaufen, wenn sich nur andere Leute bereden liessen, sie wären noch von der seligen Frau Tante. Stolz, Prahlerey und Vorurtheile haben die mehresten Menschen verdorben.

Viele Menschen wissen nicht was sie wollen, obgleich ihr Stand vor sie zureichend vergnügt ist; sie wollen immer noch mehr Vorzüge, Reichthum und Bequemlichkeit haben. Sind wir vernünftig, und genugsam vor unsern Nutzen besorgt, wenn wir andern ihren Ehrgeiz zu benehmen trachten? Benehmet einmal dem Soldaten die Einbildung, daß sein Stand der vornehmste und geehrteste sey, und sehet alsdann ob er sich noch weiter entschliessen werde, um

Kriegssold sich todt schiessen zu lassen. Lasset einen Monarchen das Gesetz in seinem Reiche verkündigen, daß künftighin keiner von Adel eine ansehnliche Stelle erhalten solle, wenn er nicht die vollkommene Tüchtigkeit dazu habe, und setzet alsdenn den Fall, daß sich die Edelleute aus Noth überwinden, und denen Wissenschaften obliegen: Ich wollte fast wetten, der Adeliche werde eine jede Beamtung seines Fürsten, so bald er derselben vorzustehen sich im Stand finden wird, desto eher der beschwerlichen Uniform vorziehen, wenn er auf einmal so klug werden, und alles nach seinem wahren Werth schätzen lernen sollte. Und was machte man hernach aus euren Söhnen, ihr Bürgerliche! Wünschet euch ja nimmermehr, daß sich der grössere Theil des Adels einfallen lasse, etwas zu lernen. Dann er würde euren Nachkömmlingen die einträgliche Dienste wegnehmen, und doch die Hoheit seines Standes beybehalten, dahingegen alsdann eure Söhne, aus dem Besitz ihrer Väter vertrieben, ungeschliffene Bauerjungen in dem Kriegshandwerk unterrichten, die Unbequemlichkeiten des Soldatenstandes fühlen, und eingestehen müssten, daß sie die grössten Sklaven unter der Sonne seyn. Drum sey jeder mit seinem Stande zufrieden, denn oft wissen manche Menschen nicht was sie wollen und sich wünschen. Es fehlt ihnen an Einsicht.

Von Komplimenten habe schon geschrieben, noch muß ich dieses einrücken, daß derjenige,

der

der sich hervorthun, und in der grössern Welt zeigen will, sehr nöthig hat, zuweilen auf die Ausdrücke zu sinnen, in welchen er dem andern etwas verbindliches sagen will. Er muß die Denkungsart und die Leidenschaften des andern genau wissen, um das rechte Maas zu treffen; So viel aber ist richtig, daß er, im Zweifel, allemal weniger fehlt, wenn er höflicher ist, als er eigentlich seyn sollte. Es ist einmal der natürliche Stolz und Hochmuth des menschlichen Herzens nach dem Falle der ersten Aeltern so groß, daß auch der ernsthafteste Mann mit der Staatsparücke ein heimliches Vergnügen in sich empfindet, wenn wir auf eine ehrerbietige Art ihm Versicherungen von unserer grossen Hochachtung geben, ob er gleich nicht dafür angesehen seyn will, daß er auf solche Kleinigkeiten achte; denn ein wohlangebrachtes Kompliment hat oft Wunder gethan und nicht viel gekostet.

Niemand ist fast mehr genötiget sich auch oft wider seinen Willen der Charlatanerie zu bedienen als ein Medicus. Er kann aus den mehresten Leuten machen, was er will. Durch eine einzige freundliche Miene und Stellung, durch ein einziges Wort macht er dem Patienten oft mehr Linderung, als durch die Arzeneyen. Der Medicus macht ihm Hofnung zur Bessetung, und er wird gesund. Es ist bekannt, wie eine schöne Sache die Hofnung vor die Einbildungskraft ist, besonders bey Kranken, und wer wollte den Einfluß und erweckten Lebens-

geister auf die wirkliche Gesundheit leugnen? Auch der vernünftigste Mann hält die ungewissen Meinungen seines Arztes vor Göttersprüche, wenn er krank ist. Macht er ihn durch seinen Eigensinn und angenommenes System kränker, so nimmt er die Zuflucht zu seiner Beredsamkeit, und verschafft ihm oft in den zweifelhaftesten Fällen durch Worte wiederum seine Gesundheit. Ein gewisser sehr erfahrner Medicus hat das Geschicke nicht gehabt, oder es vielmehr vor unanständig angesehen, mit seiner Wissenschaft den Marktschreyer vorzustellen. Wann man ihn zum Kranken holen ließ, so kam er; fand ers vor nötig, so verschrieb er ein Recept; war es besser, so gieng er. Diese trockene und kurze Art zu heilen war denen Weichlingen zu seltsam, als daß sie damit zufrieden seyn konnten. Die Frauenzimmer wollten sich gerne weitläuftig mit ihm wegen ihrer Krankheit unterhalten, sie wollten gerne ihren Zustand, der doch dem erfahrnen Manne besser bekannt war, als ihnen selbst, mit den kleinsten Umständen erzählen, die besorgende Gefährlichkeiten von ihm erforschen, und im Grunde, doch nichts als sanfte Worte und süsse Hofnung zu einer baldigen Wiedergenesung einholen. Da aber diese Umschweife seiner Art zu denken gar nicht gemäß waren, so verlor er bey dem zärtern Geschlecht bey nahe aller Orten das Vertrauen, welches er bey dem vernünftigern Theil des ernsthaftern Geschlechts gedoppelt

er-

erwarb, so bald man ihn kannte. Wäre dieser Medicus in der Arzneykunst nicht recht stark und bewandert gewesen, so hätte er kärglich leben müssen, und würde ihn der Mangel des Vertrauens zuletzt dahin gebracht haben, entweder sich nach der Krankheit zu richten, oder ein Märtyrer seiner allzu vesten Ehrlichkeit zu werden. Mancher Medicus kann dieses zweymal lesen, es gehört unter die Anecdoten, eben wie dieses: daß die Hofnung besserer Zeiten auf fromme Leute wartet.

26te Betrachtung.

Niemand ist fast mit seinem Zustand zufrieden und dennoch sind Armut und Reichthum, Unlust und Freude, Wohlstand und Unglück groß und gering, nachdem sich ein jeder darein zu schicken weiß, und was man in der Welt böse und gut nennet, bestehet oft mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit. Ein kleiner Unfall macht einem öfters mehr Noth als eine grosse Widerwärtigkeit. Ein kleiner Vortheil verursacht oft eine grössere Freude, als ein ungemeines Glück, wie die Erfahrung belehret. Mancher befindet sich bey Wasser und groben Brod oftmals viel vergnügter, als jener bey den köstlichsten und schmackhaftesten Gerichten. Jenem **Lysander**, davon Aelianus erzählt, wurde einst ein köstliches Gerichte geschickt: Er nahm es aber nicht an, sondern sagte: gebt es

den Heloten, welches Sklaven waren, er selbst aber behalf sich mit seinen gewöhnlichen harten Speisen. Es war etwas Gebackenes welches Lysander nicht mochte. Den Ochsen aber, den man ihm zugleich mit überschickte, ließ er braten, und sich recht wohl schmecken. Deßwegen sagt jener weise Mann: Derjenige ist der Reichste der nichts unnötiges verlangt, und dem nichts nötiges mangelt. Man bedauret denjenigen vergeblich, der sich selbst nicht bedauret, und wer will denjenigen der sein Gewissen der Welt Preiß giebt, vorsichtig machen. Ich halte es vor eine Uebereilung, denjenigen glücklich zu preisen, der sich selbst unglücklich schätzt, und solche Leute giebt es genug. Derjenige ist reich, der bey seiner Armut dennoch überflüssig genug zu haben meynt, und derjenige ist glückselig, der sich in alles Unglück zu schicken weiß. Hingegen ist derjenige arm, der bey alle seinem Reichthum niemals genug hat, und denjenigen halte ich für unglücklich, der sich die geringste Widerwärtigkeit sogleich anfechten lässt. Wer zur Melancholie geneigt ist, dessen Herz wird auch bey dem allergrössten Wohlstande, selten froh; und wer vom schändlichen Geiz geplagt wird, lebt in einer beständigen Armut; eben so, wie ein Vielfraß niemals satt wird, und ein Wassersüchtiger niemals seinen Durst löscht. Das Glück, sagt einer von den neuern Weltweisen, ist an sich selbst weder etwas böses noch gutes. Der Mensch selbst macht es nur

ent-

entweder böse oder gut. Es hat hiermit eben die Bewandniß, wie mit den Kleidern, welche wir anziehen; denn diese erwärmen uns nicht selbst, sondern die Wärme kömmt von unserm eignen Leibe. Daher sagt man auch: ein jeder ist selbst Ursache an seinem Glück oder Unglück.

Man höret, daß das Unglück einen Mann haufenweise überfällt; man beklagt sein Schicksal, man stürmt gleichsam sein Haus, ihm das Beyleid zu bezeigen; man findet ihn aber vergnügt und wohlgemuth. Soll man einen solchen Menschen beklagen? Keinesweges. Man kann ihn vielmehr glücklich preisen, und als einen solchen Mann ansehen, dem die Pfeile um die Ohren geflogen sind, davon ihn aber keines nicht getroffen hat. Denn das Unglück hat ihn nicht gerühret, weil er es nicht empfindet. Anstatt also ihn zu bedauern: muß man ihn vielmehr mit mißgünstigen Augen ansehen, und als einen solchen betrachten, der da stehet und seine Feinde besieget hat. Man hört, im Gegentheil, man hört es, daß eines andern sein Haus eben so viel Glück und Gutes betroffen habe. Da stellt man sich mit Glückwünschen ein, man findet aber den Hausherrn und seine Frau verdrüßlich, und gar nicht aufgeräumt. Warum denn? Die Köchinn hat zu eben der Zeit eine Kaffeetasse, oder ein Glas zerbrochen, der Koch hat die Suppe anbrennen lassen, und den Braten nicht recht braun gebraten, der Kaffee ist zu wenig gebrannt, u. s. w. Der-

 glei-

gleichen geringe Zufälle bringen solche Leute so auf, daß sie darüber gar nicht an das grosse Glück gedenken, welches ihnen begegnet ist. Muß man da nicht solchen Sterblichen, anstatt ihnen unsere Freude zu erkennen zu geben, unser Beyleid bezeigen? Ich glaube ja wohl. Denn obgleich das vermeynte Unglück an sich selbst von keiner Erheblichkeit ist: so ist es doch wirklich groß in Ansehung der Person, welche es sich so sehr zu Herzen ziehet. Es ist also nicht eben allemal die Sache selbst oder das Uebel an sich, so uns quälet und aus unserer Gemüthsfassung setzt, sondern die Vorstellung, die wir uns davon machen.

Um einen Beweiß hiervon zu sehen, darf man nur auf die Reichen und Armen, auf Herren und Bediente, auf Frauen und Mägde genau Achtung geben, und sie gegen einander betrachten. Man wird unter den Armen und Bedienten mehr vergnügte Gesichter antreffen, als unter den erstern. Wie oft sieht man nicht, daß ein finsterer und melancholischer Herr in einer vergoldeten Sänfte von fröhlichen und lustigen Trägern getragen wird? Und man sieht täglich, daß dunkele und traurige Gesichtszüge das volle Gesicht mancher vornehmen Frau im kostbaren Anzuge einnehmen, der aber von einer Jungemagd in fröhlicher Gestalt nachgetreten wird. Man muß die Freude nicht bloß in Palästen suchen; nein, man findet dieselbe eben so oft in niedrigen Häusern.

Froh

Froh zu seyn, bedarf man wenig,
Und wer froh ist, ist ein König.

Ich besuchte einst zwey Personen an einem Tage. Die eine hatte eine bequeme und prächtige Wohnung, nebst einem schönen Garten. Ich fragte den Eigenthümer, ob er dieses Jahr vieles Obst vermuthete? Er antwortete mir, daß er es mir nicht sagen könne, weil er selten aus seinem Schlafgemach käme. Den andern Herrn fand ich in einem kleinen dunkeln Zimmer eingeschlossen sitzen. Seine Wohnung dünkte mir also nicht die bequemste zu seyn. Er selbst aber meynte verschiedne Bequemlichkeiten darinn zu haben, die ich nicht sehen konnte. Er erzählte mir, wie still und ruhig er in diesem Zimmer ruhen könne, des Sommers läge die Sonne nicht darauf, und des Winters könne es der Wind nicht treffen, zudem zöge sein Windofen vortrefflich. Unter andern wies er mir auch sein Lustgärtchen im kleinen, welches in etlichen Blumentöpfen bestand, die aussen vor seinem Fenster in einer Reihe hingesetzt waren, nebst etlichen andern Kleinigkeiten, und fragte mich, was mich dünkte? Ich antwortete ihm, er wohnte recht prächtig, und ich käme hingegen eben itzt von einem reichen Manne her, bey welchem ich bey weitem nicht so viele Bequemlichkeiten angetroffen hätte, weil derselbe solche nicht zu erkennen und zu schätzen wüßte. Einen solchen kann man bey allem seinem Ueberflusse dennoch arm und dürf-

tig nennen. Denn bey vielen Gütern und Gelde unvergnügt zu seyn, ist die grösste und härteste Armut.

Eine Sache ist nur groß oder gering zu nennen, nachdem sie ein Mensch, dem sie ist, hoch oder gering schätzet. Und aus dem Grunde muß man oft jemanden zu einer Kleinigkeit, weil er sich viel daraus macht, mehr Glück wünschen, als zu etwas wichtigem, wornach er nicht viel fragt. Wenn sich, zum Exempel, jemand einen blossen vornehmen Titel gekauft hat: so verdient er, wie es scheint, mehr beklagt, als glücklich gepriesen zu werden; weil er das Geld, so man doch für ein wirkliches Gut hält, weggegeben, und dafür nichts, als einen leeren Titel, und den Schatten von einer Sache, wieder bekommen hat; allein, wenn ein solcher Mensch eine innige Freude darüber empfindet: so ist es kein Schatten mehr, sondern in Ansehung seiner, ein wirkliches Gut. Denn da heisst es: Des Menschen Wille ist sein Wohlleben, da hingegen weisere Leute denken:

Ich lobe mir die Mittel,
Was helfen blosse Tittel.
Und Tittel ohne Mittel,
Die helfen bald zum Kittel.

Jener Jüngling hat sich mit einer Jungfer verlobt, mit deren Gesichte man Kinder erschrecken könnte; in seinen Augen aber ist sie eine Schönheit. Und was will man mehr? Meinetwegen mag sie demnach immer eine

Schön-

Schönheit seyn. Wer sich in ein Mägdchen die nicht schön vom Gesichte ist verliebt, sie zur Frau nimmt, und sich einbildet, es sey eine schöne Helena, oder eine Venus, von dem kann man gar wohl sagen, daß er eine vortreffliche und glückliche Wahl getroffen habe; denn er hat etwas gefunden, das ihm gefällt. Ferner: Wenn ein Käufer mit dem, was er gekauft hat, zufrieden ist: so hat er einen feinen Kauf gethan, die Waaren mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, Volenti non fit injuria; Wer es nicht anders haben will, dem geschiehet kein Unrecht. Wenn also jemand sich ins Unglück zu schicken weiß, und saget: es hätte mir ja noch etwas weit ärgers wiederfahren können: so ist es kein Unglück.

Ich wundere mich über nichts mehr, als daß immer der eine will, daß der andere sich nach seinem Geschmack richten soll. Und doch ist nichts gemeiner, als eben dieses. Denn man hört fast täglich, daß ein Nachbar sich über des andern Lebensart aufhält, da doch noch nicht ausgemacht ist, wessen seine eben die beste sey; denn ein jeder folgt seiner Meynung. Es heisst im Sprichwort: Man lasse einen jeden essen, was ihm schmeckt. Ein Kranker und Gesunder haben ein jeder einen besondern Mund oder Geschmack. Wer nach seinem eignen Gefallen und Belieben lebt, der führt allezeit ein angenehmes Leben, ob er gleich in seines Nachbars Augen ein elendes Leben zu führen scheint.

Wenn

Wenn jemand an eines andern Lebensart etwas aussetzet, seine Mässigkeit im Essen und Trinken, seine Eingezogenheit, seinen tugendhaften Wandel, sein Studieren und dergleichen aus Tadelsucht beurtheilt: so kömmt mir das eben so vor, als ob er sagen wollte: Richte deinen Magen, ob derselbe gleich von ganz andrer Beschaffenheit ist, als meiner, nach dem meinigen ein; iss und trink das, woran du selbst von Natur keinen Geschmack findest, wozu aber ich und andere ansehnliche Leute Appetit haben. Ist das nicht eine rechte Tyranney, und wird dadurch nicht ein Mensch des andern Büttel? Denn jemanden das nicht essen und trinken lassen, woran er Belieben findet, ist eben so viel, als ihn seiner Freyheit berauben, und in den Stand der Knechtschaft setzen. Leute, die den Geschmack und das Vergnügen anderer, nach dem Ihrigen eingerichtet haben wollen, machen es in diesem Stück, wie ein Kind, das einen Vogel hat, zu welchem es sagt: Mein schönes Vögelchen, du sollst bey mir in meinem Bette schlafen, und es eben so bequem haben, wie ich; worauf es denn den Vogel mit zu Bette nimmt, und auf seine Brust leget, des Morgens aber denselben todt und von dem Athem und den Ausdünstungen, während seines Schlafes erstickt findet, da er hingegen keinen Schaden würde genommen haben, wenn er auf der blossen Erde in der kalten Luft gelegen hätte. Wie, schlecht die Tadeleyen solcher

Leute gegründet seyn, die anderer ihren Geschmack dem ihrigen gemäß eingerichtet haben wollen, beweiset oft ihr eignes Beyspiel. Denn dasjenige, was jemanden in der Jugend angenehm gewesen, daran findet er im Alter einen Eckel, so, daß ihm oft dasjenige am meisten zuwider wird, was er ehedem am liebsten mochte. Wenn man ihn also zu seinen vorigen Vergnügungen zwingen wollte, so wäre das eben so viel, als ob man ihn seiner gegenwärtigen beraubte. Dann hier heisst es: Andere Zeiten, andere Körper, andere Sinnen, andere Vergnügungen. Ich habe ehedem das Tanzen, das Spiel, die Gesellschaft und mehr dergleichen andere Dinge geliebt, woran ich itzo gar keinen Gefallen mehr finde. Mich vergnüget itzt ein schön uud gründliches Buch, das lese ich mit Vergnügen und dienet zu meiner Erweiterung des Verstandes und Witzes. Will man mir solches zur Last legen: so ist ja das eben so viel, als ob man mir zur Last legen wollte, daß ich älter und klüger geworden bin.

Indeß erwegen doch dieses sehr wenige, und daher höret man auch alle Tage, daß einer sich über des andern Lebensart aufhält und sie tadelt, oder auch, daß einer den andern aus Freundschaft und Liebe ermahnet, sich nach seinem Beyspiele eine Güte zu thun; welches oft in der That auf nichts anders hinaus läuft, als andere alles dessen zu berauben, woran sie ein unsündiges Vergnügen finden. Das heisst eben wie jener Dichter saget:

Du

Du liebst mich gar zu sehr und dieses ist mein Unglück ꝛc.

Titius bedauret den Norempus, als einen Bettler, weil er zu Fusse gehet, da er doch Gelegenheit hat, zu fahren oder sich tragen zu lassen. Norempus hingegen hat Mitleiden mit dem Titius, als einen Podagristen, weil er sich tragen läßt, da er doch gesunde Füsse hat. Ich, für meine Person, beklage weder den einen, noch den andern, weder diesen, weil er Lust hat, sich tragen zu lassen, noch jenen, weil es ihm gefällt, seine Füsse zu gebrauchen. Ich bedaure nicht einmal die russischen Weiber, die von ihren Männern geprügelt werden, weil ihnen die Schläge nicht bitter schmecken und einen andern Geschmack als anderwärtiges Frauenzimmer daran finden. Das Vergnügen hat verschiedene Wirkungen im Geschmack, eben wie die Arzeney im Körper. Dieser hat Geschmack am Süssen, ein anderer am Sauern. Jener hört in der Musick gern übereinstimmende, dieser aber widrige Töne. Ein Polake mag keinen Hering, wenn er nicht brav roth um die Gräten ist, und ein Engländer kein Rindfleisch, wenn es nicht noch halb roth und blütig ist. Es giebt Leute, die das Gequacke der Frösche lieber hören, als den vortrefflichen Gesang der Nachtigall, und das Geschwirre der steigenden Lerche. Jener General ergetzte sich mehr an dem Wiehern eines Pferdes, als an dem Schall der Posaunen und Trompeten.

Wenn

Wenn ein jeder das bekömmt, wozu er Lust hat, so bekömmt er auch allemal das Beste. Denn alles, was nach jemandes Einbildung gut ist, das ist für ihn ein wirkliches Gut; so wie alles, was in jemandes Einbildung böse ist, für ihn ein wirkliches Uebel ist. Eine eingebildete Krankheit ist eine wirkliche Krankheit, eben wie eine Herrlichkeit in der Einbildung eine wirkliche Herrlichkeit ist. Wenn sich jemand über einen erhaltenen leeren Titel freuet: so wünsche ich ihm Glück darzu, nicht in Ansehung des Titels, sondern im Betracht der Freude, so er deßwegen empfindet. Ja wenn auch jemand auf inständiges Bitten bey der hohen Landesobrigkeit von derselben die Freiheit oder Erlaubniß erhielte, an statt des Huts einen porcellanenen Spühlnapf auf dem Kopfe zu tragen, und er sich inniglich deßwegen freuete: so würde ich kein Bedenken tragen, ihm Glück zu wünschen.

Wir müssen also der Nebenmenschen Geschmack nicht nach dem unsrigen beurtheilen. Wir müssen nicht sagen, eine Lust sey unnatürlich, wenn sie etwa unserer eignen Natur nicht gemäß ist. Wir müssen anderer Leute ihre Neigungen nicht darum tadeln, weil sie mit den unsrigen streiten, sondern wir sollten vielmehr einen jeden Mitbürger der menschlichen Gesellschaft ermahnen, bey seiner Lebensart zu bleiben und seiner Natur zu folgen. Nur gegen die sündlichen Neigungen, nur wider solche Lüste muß man predigen, welche zum Verderben der

Seele

Seele und des Leibes gereichen, denn in solchen Vergnügungen muß ein jeder seinen Geschmack verleugnen. Ausser diesem Fall ist es am besten, daß ein jeder seiner Natur folge, und daß wir denjenigen glücklich preisen, der solches ungehindert thun kann. Wenn Diogenes in einem Fasse vergnügt wohnet, so wohnet er eben so bequem und gemächlich, als ein Nebucadnezar in einem grossen Palaste. Wenn einem Bauer eine schlechte Suppe eben so schmackhaft ist, als einem Reichen die leckerhaftesten und kostbarsten Gerichte: so kann man sagen, daß sie beyde einen gleich vortrefflichen Tisch haben. Denn der Unterschied bestehet nicht in den Speisen, sondern in dem Geschmack der Speisenden. Zufriedenheit und Vergnügsamkeit machet alle Menschen gleich reich und gleich glücklich. Und Wohlstand und Unglück, Armuth und Reichthum sind groß oder geringe, nachdem sich ein jeder darein schicket.

Ein Reicher, welcher doch stets über Mangel klagt,
Ist in der That nur arm. Ein Dürftiger hingegen,
Der stets zufrieden ist, und nicht nach mehrerm fragt,
Hat, meiner Meynung nach, das grösseste Vermögen.
Die unersättliche Begierde der Gemüter,
Der Geiz macht arm, und nicht die Wenigkeit der Güter.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Danneil, M. W.,

Aussichten in diese Welt für nachdenkende Leser

Hamburg 1772

Asc. 1340 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10261756-7
VD18 15297896